

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Geschichte der Mark Brandenburg im Mittelalter

Brosien, Hermann

Leipzig, 1887

Erstes Buch. Die Mark Brandenburg bis zur Herrschaft der Hohenzollern.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-707

Erstes Buch.

Die Mark Brandenburg bis zur Herrschaft der Hohenzollern.

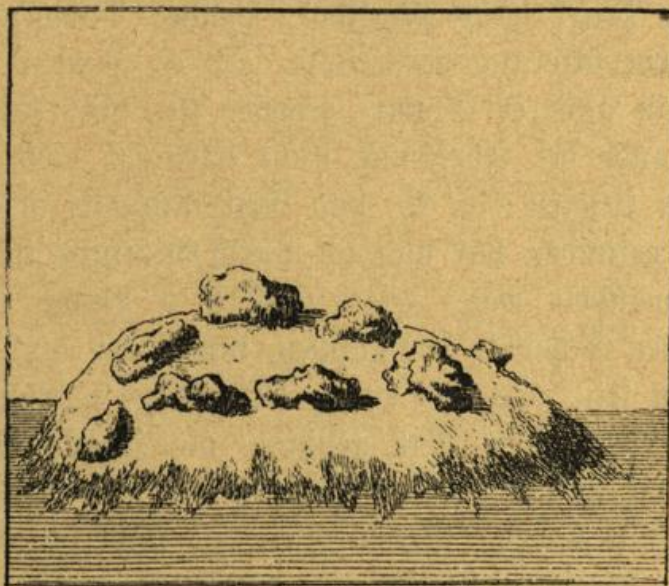
Kap. 1. Die vorhistorische Zeit.

Auf eine uralte Bevölkerung, welche über die Zeit der Germanen hinausreicht, weisen die sogenannten Hünenbetten hin, welche sich allerdings zahlreicher in den Ostseeländern, aber auch im nördlichen Teile der Mark vorfinden. Inmitten einer runden oder länglichen Erhöhung, die mit Steinen umstellt ist, befindet sich eine Grabkammer, deren Boden und Rückenwände mit Steinen ausgelegt sind. Wenn man die auf dem Grabe aufgeschüttete Erde fort schafft und die Deckplatte aufhebt, stößt man auf Leichenreste, die teils unverbrannt, teils als Nische in einer Urne aufbewahrt sind. Daneben findet man Waffen aus Stein, wie Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein, ferner Hämmer, Äxte und Meißel aus Granit oder Sandstein, andere Werkzeuge aus Knochen, endlich Schmucksachen wie Tierzähne und Bernsteinperlen. Nur in wenigen Hünenbetten, deren Form nicht rund, sondern oval war, haben sich Geräte aus reinem Kupfer gefunden.

Um einige der hauptsächlichsten Funde zu erwähnen, so beschreibt Bekmann um 1751 in seinem ausführlichen Werke über die Mark Brandenburg einige Hünenbetten in der Uckermark, darunter eins bei Binnow (im Nordosten von Angermünde, s. Fig. 1

und 2). Es waren umfangreiche Steinkreise von ovaler Form; unter einem der Steine hat man drei große Keile von Kieselstein

Fig. 1 u. 2.



Hünengräber bei Pinnow (Kr. Angermünde).
Aus Bekmann, Mark Brandenburg.

und drei steinerne Streithämmer gefunden. In der Priegnitz hat er nur ein Hünenbett bei Mellern in der Nähe von Lenzen entdeckt. In der Nähe von Prenzlau war zu seiner Zeit

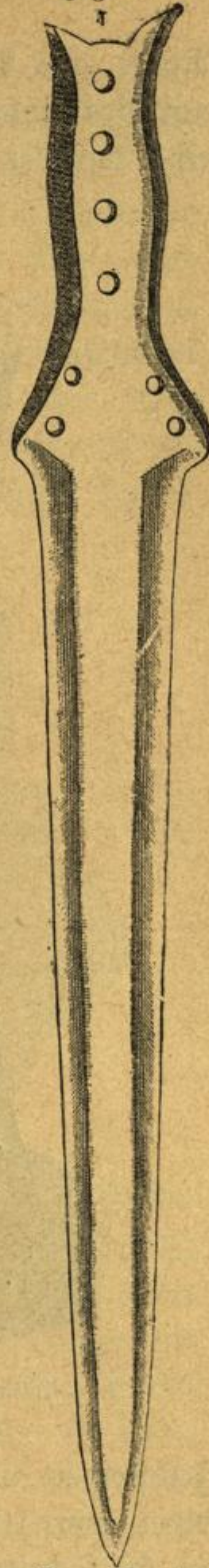
ein Hünenbett noch völlig erhalten, das auf einer Längsseite noch 9 Steine zeigte. Auf der Westseite lagen nach der Mitte hin zwei unbehauene Steine, die sogenannten Wächter. Ledebur (die heidnischen Altertümer des Regierungsbezirks Potsdam) beschreibt zwei Hünengräber aus der Gegend von Angermünde, welche im Jahre 1845 aufgedeckt wurden; von ihnen hatte das eine eine Länge von zehn und eine Breite von fünf Fuß und bestand aus acht großen Steinen, von denen vier flach lagen und vier die Einfassung bildeten. Das andere hatte einen Deckstein, der $5\frac{1}{2}$ Fuß lang, $3\frac{1}{2}$ Fuß breit und $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch war. Für die Lausitz, zumal den Spreewald, leugnet man neuerdings eine besondere Steinzeit, da wirkliche Steinkammern nicht entdeckt sind. Die Steinfunde stammen hier vielleicht aus der Bronze- oder gar aus der ältern Eisenzeit. Daß es trotzdem eine vorgermanische Bevölkerung auch dort gegeben hat, ist nicht unwahrscheinlich. Indessen fehlt hier wie sonst in der Mark jedes Merkmal, welches einigermaßen Licht über jene Urbevölkerung verbreitete. Ob es Finnen oder Kelten oder noch ein anderer Stamm gewesen ist, läßt sich nach dem heutigen Stande der Forschung nicht erkennen. Die Hirnschale, die man bei Lengon (im S. von Neu-Kuppin) in einer Tiefe von 6 Fuß gefunden hat und die durch Glättung in ein Trinkgefäß umgewandelt war, zeigte nach L. v. Buchs Urteil Ähnlichkeit mit den Schädeln der Lappen, kann aber auch ein Beutestück gewesen sein, das von einem Kriegszuge herrührte.

Der germanischen Zeit gehören die sogenannten Hügelgräber an, die aus Erde oder Steinen errichtet sind und kegelförmige Gestalt haben. Selten zeigen sie unverbrannte Leichenreste wie ein Grab bei Dallmin in der Westprieignitz, worin eine von Asche umschüttete, unverbrannte Leiche lag. In den meisten Hügelgräbern befindet sich, bisweilen mehrere Fuß unter der Oberfläche, eine sogenannte Aschenkiste, wie in den zahlreichen Gräbern bei Alzen, das allerdings nicht mehr auf dem Boden der Altmark liegt. Nur in der Prieignitz bei Putlitz hat

man eine solche Aschenkiste geöffnet, in welcher sich eine große, hellbraune Urne befand, die außer Leichenresten und Erde auch eine eiserne Lanzen-
spitze barg; daneben stand ein sechs Zoll hoher Doppelbecher von Thon. Die meisten Gefäße in diesen Gräbern sind zur Aufnahme der verbrannten Leichenreste bestimmt und überwiegend aus Thon durch Handarbeit hergestellt. Die eisernen Waffen und Werkzeuge, die man darin fand, zeigen gute Mischung, geschickten Guß und meist treffliche Form. Sie sind entweder durch den Handel aus dem römischen Reiche eingeführt oder wurden daheim durch Sklaven gefertigt, die, wenn sie Schmiede waren, bei den Germanen in hohem Ansehen standen.

Von diesen Hügelgräbern sind in der Mark viele aufgedeckt und zahlreiche Urnen und Geräte darin gefunden worden, die meist in das Berliner Museum, teils auch in Privatsammlungen übergegangen sind. In einem Grabhügel bei Bochin in der Westprieigniz wurde ein zweischneidiges Schwert von Bronze, 2 Fuß 2 Zoll lang, gefunden, ferner ein cylinderförmiges Gefäß aus Bronze von $6\frac{1}{2}$ Zoll Höhe und $3\frac{3}{4}$ Zoll Breite mit geschmackvollen Verzierungen (s. Fig. 3 und 4). Durch die Beackerung sind natürlich manche Hügel abgepflügt und zuletzt geebnet worden. Trotzdem gehören solche ebenen Grabstätten, die man in Menge, zuweilen 100 bis 150, nebeneinander in der Mark gefunden hat, der germanischen Zeit an. Vor 80 Jahren fand man z. B. bei dem Berliner Vororte Kirdorf auf einem Begräbnisplatz, der sorgfältig angelegt war, Totenurnen, die mit Asche und Knochen gefüllt waren und teilweise

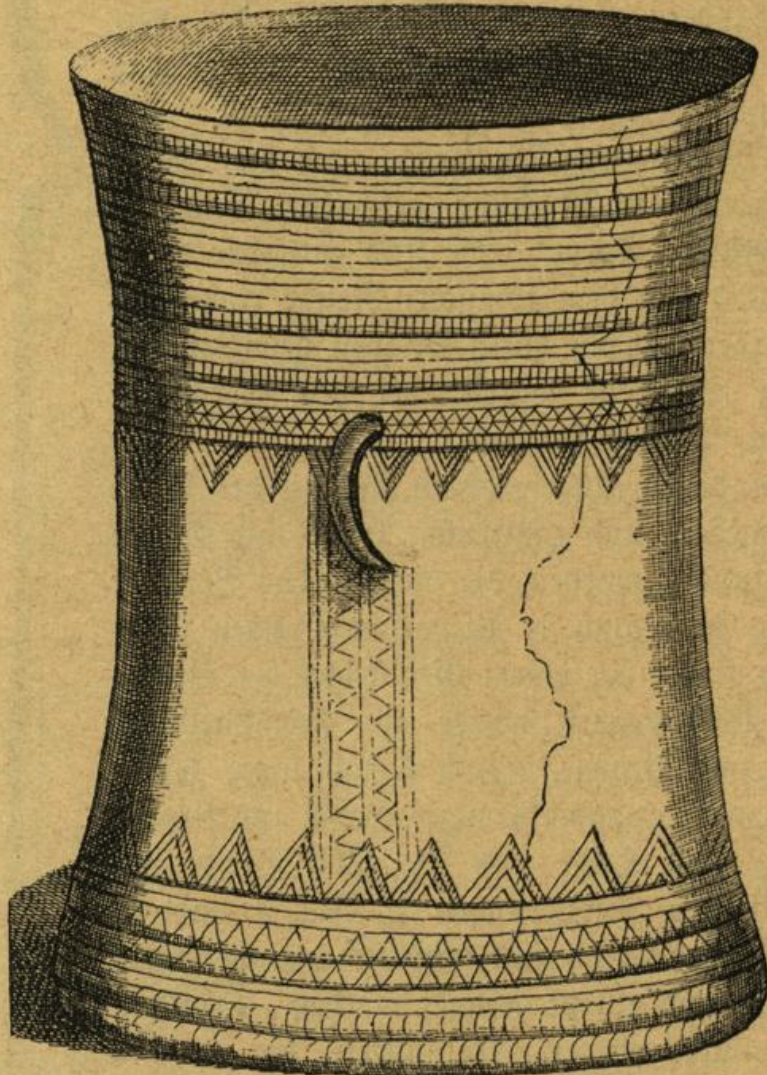
Fig. 3.



Bronzeschwert.
Aus Belmann,
Mark Brandenburg.

Ringe aus Messing und Pfeilspitzen enthielten. Sie standen auf Granitplatten und waren von vier Platten umgeben, während eine darüber gelegt war. Über diesen lag eine Menge von

Fig. 4.

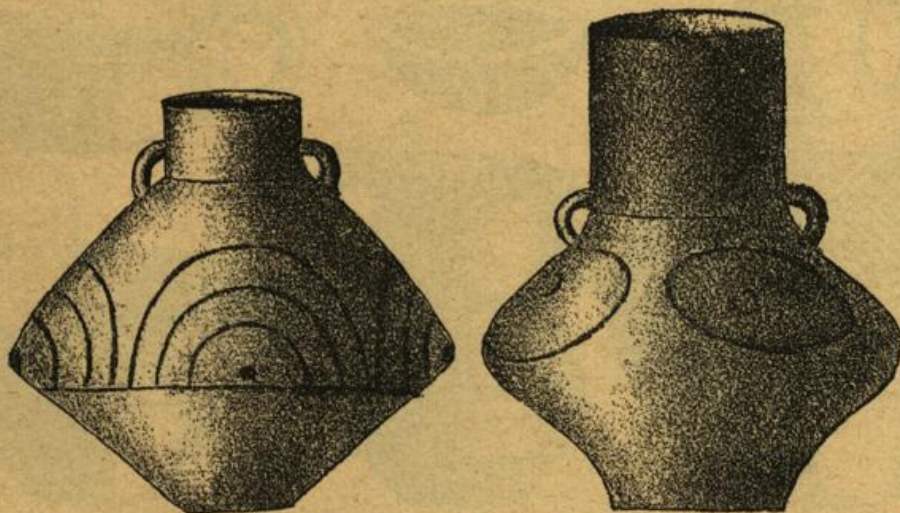


Cylindergefäß aus Bronze. Aus Bekmann, Mark Brandenburg.

Feldsteinen aufgetürmt. In der Lausitz giebt es zuweilen Gräberfelder von 10 Morgen Ausdehnung; einzelne Hügel haben 30 bis 50 Schritt im Umfang und eine Höhe von 10 bis 15 Fuß. Die Urnen, die man darin gefunden hat, sind von zierlicher

Form und mit Vorsprüngen, Buckeln und Henkeln versehen (siehe Fig. 5 u. 6). Virchow hat sie als den „Lausitzer Typus“ bezeichnet und in Gegensatz zu den dickwandigen, plumpen Urnen gestellt, die meist Wellen- oder Schlangenlinien als Ornamente zeigen und in sogenannten Burgwällen gefunden sind. Der genannte Forscher hat nachgewiesen, daß das Wellenornament auch an solchen Orten auftritt, deren slawische Bevölkerung historisch feststeht, und hat die sog. Burgwälle, in denen man letztere Art von Urnen findet, für die Slawen in Anspruch genommen. Obwohl unter den Urnengräbern mit Lausitzer Typus

Fig. 5 u. 6.



Buckelurnen (Lausitz). Aus Behla, Urnenfriedhöfe.

Bronze das vorherrschende Metall ist, hat man doch noch Stein-
geräte darin gefunden, seltener Eisen. Demnach gilt für die
Mark, vornehmlich die Lausitz, nicht die vielleicht für den Nor-
den Europas zutreffende Einteilung in das Stein-, Bronze- und
Eisenzeitalter. Die Leichen wurden oft nicht an der Begräbnis-
stätte, sondern an besonderen Plätzen verbrannt. Man ist näm-
lich auf Steinpflasterungen gestoßen, die sehr stark mit kohlen-
haltiger Erde bedeckt waren. Bei vornehmen Männern bediente
man sich als Brennmaterial des Schwarzdorns oder des Eichen-
holzes, bei geringeren des Fichtenholzes.

Urnen des Lausitzer Typus hat man im Norden bis in die Gegend von Berlin, im Westen bis zur Elbe, im Süden bei Sorau, im Osten an der Oder gefunden. Beseitigt man die auf den Gräbern liegende Erdschicht, so stößt man auf Steine, alsdann auf eine Urne, seltener auf zwei, worin sich Knochenreste von weißer oder weißgrauer Farbe, oft auch Asche findet. Die Knochen sind leider fast immer zerbrochen. Manche Urnen sind so regelmäßig gebaut, daß sie ohne die Töpferscheibe nicht angefertigt sein können, und geben ein authentisches Zeug-

Fig. 7—11.



Thongefäße. Aus Behla, Urnenfriedhöfe mit Thongefäßen des Lausitzer Typus.

nis von der hohen Ausbildung der Töpferei in der Lausitz; andere Urnen scheinen aus freier Hand geformt zu sein. In Toronow im Kreise Kalau hat man in größeren Hügeln mehrere Schichten von Urnen in regelmäßigen Lagen übereinander gefunden; es waren wohl Familienbegräbnisse, die mehreren Generationen gedient haben.

Die Gräber des Lausitzer Typus enthalten Speise- und Trinkgeschirre, z. B. Krüge, Näpfe, Schalen, Trinkhörner, Räuchergefäße, ferner Kinderspielsachen, sämtliche genannten Gegenstände aus Thon (s. Fig. 7—17). Während in den Grä-



bern der Altmark und Priegnitz Waffen häufig vorkommen, sind sie wie überhaupt Gegenstände aus Metall in der Lausitz selten, dagegen findet man Steinhämmer, Messer aus Feuerstein, Pfeil- und Lanzenspitzen häufig (s. Fig. 18—21). Unter den Schmucksachen (s. Fig. 22—31) sind besonders Ringe und Nadeln vertreten; sie bestehen meist aus Bronze und sind dann wohl durch den Handel aus Italien eingeführt worden, andere sind schon von Eisen, wie Messer, Äxte, Fibeln, Schnallen zc. Die Begräbnisplätze liegen häufig nur wenige Minuten von den heutigen Ortschaften entfernt. Obwohl diese jetzt slawische

Fig. 12.



Deckel von Thon.

Fig. 13 u. 14.



Trinkhörner aus Thon.

Fig. 15—17.

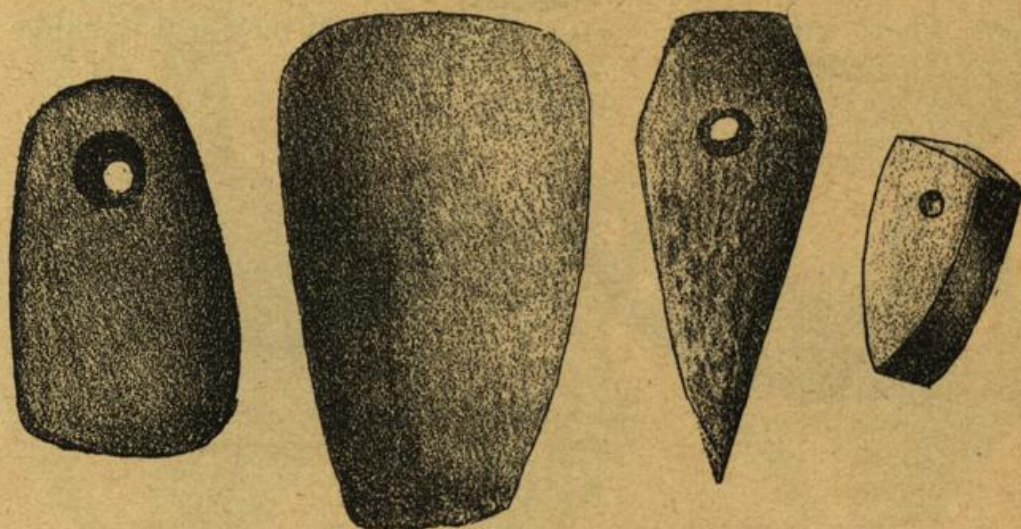


Kinderspielzeug aus Thon.
Fig. 12—17 aus Behla, Urnenfriedhöfe zc.

Namen tragen, ist es wahrscheinlich, daß einst an derselben Stelle germanische Ansiedelungen gewesen sind; mindestens spricht die Nähe der germanischen Hügelgräber dafür. Man betrachtet jetzt allgemein die Semnonen, auf die wir noch weiter unten zu sprechen kommen, als das Volk, an welches diese Gräberfunde erinnern.

Auch die heidnischen Wenden verbrannten ihre Toten und borgen die Asche in Urnen, welche sie meist in größerer Anzahl in ihrem märkischen Sande, nur wenige Fuß unter der Oberfläche, vergruben. Man nimmt an, daß zu ihrer Zeit das Eisen vornehmlich für Waffen und Geräte verwendet wurde, und setzt den Ubergang von der Bronze zum Eisen in die Zeit der slawischen Einwanderung. Vielfach haben die Wenden, wie man es in der Lausitz beobachtet hat, die germanischen Begräbnisstätten weiter benutzt, und man findet demgemäß in den oberen

Fig. 18—21.

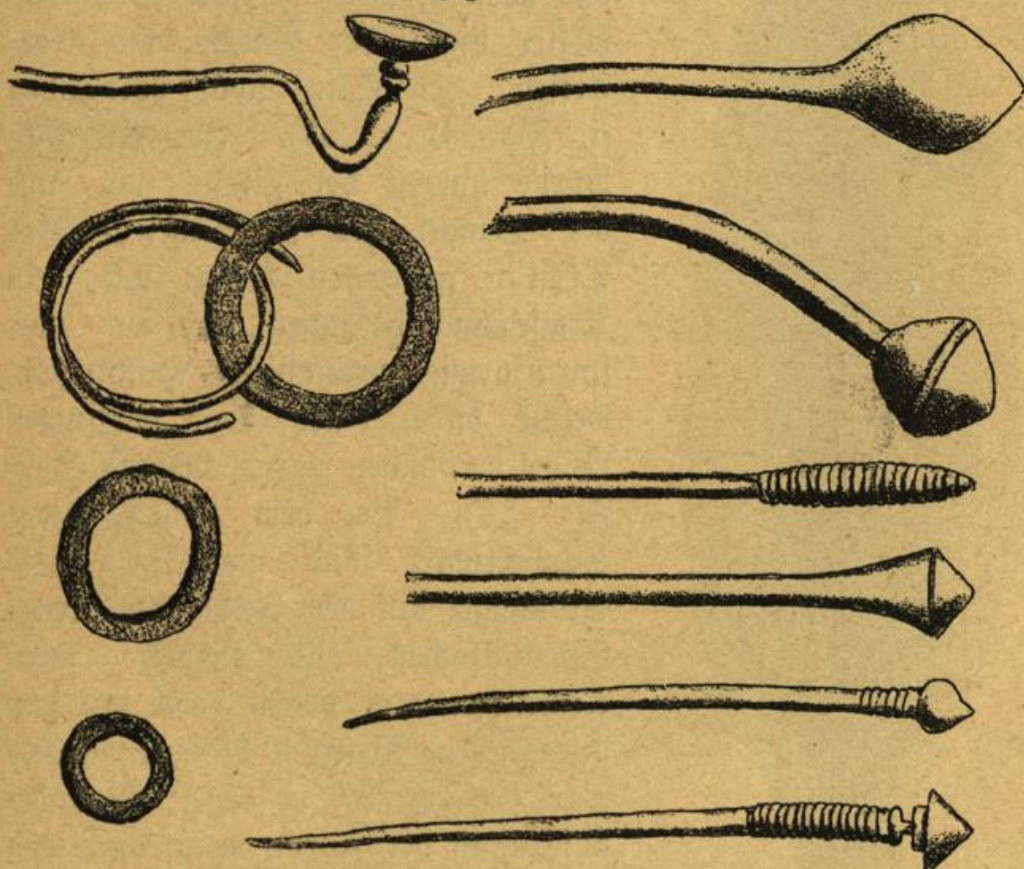


Steinhämmer. Aus Behla, Urnenfriedhöfe 2c.

Schichten eines Gräberfeldes Scherben von slawischen, in den unteren Schichten solche von germanischen Urnen. Man wird im allgemeinen nur aus der kunstlosen Form der Gräber und Urnen, aus dem Überwiegen der eisernen Geräte und Waffen, neben denen statt der Bronze eine Mischung vorkommt, die theils unserm Glockengut, theils dem Messing ähnlich ist, auf den wendischen Ursprung eines Gräberfeldes schließen können. Mit ziemlicher Sicherheit gehörte der Wendenzeit eine Grabstätte auf dem Stollenberge bei Teltow an, die man 1736 aufdeckte. Sie enthielt 70 mit Asche und Knochen gefüllte Urnen, die in ge-

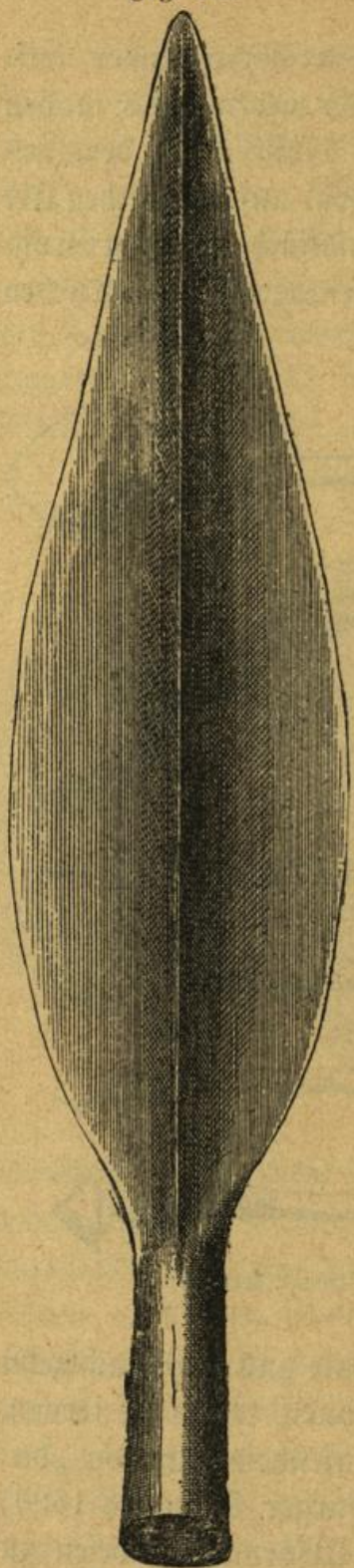
raden Reihen und in mehreren Schichten übereinander aufgestellt waren. Die Gerätschaften, die teils neben, teils in den Urnen lagen, wie ein eiserner Spieß, ein Messer, von dem wenigstens die Klinge von Eisen war, weisen wohl auf wendischen Ursprung hin (s. Fig. 32 u. 33). Auf einer Sandfläche zwischen Groß- und Kleinbeeren stieß man 1837 auf ein Urnenlager und fand neben

Fig. 22—31



Nadeln und Ringe aus Bronze. Aus Behla, Urnenfriedhöfe etc.

Haarnadeln, einer Pinzette und einer Spirale aus Blech achtzehn kleine Silbermünzen aus der Zeit der Ottonen. Auch die Urnen, die man bei und in Berlin (z. B. in der Hasenheide, im sog. „dusteren Keller“, beim Bau des Charlottenburger Schlosses 1696) zutage gefördert hat, scheinen wendischen Ursprungs gewesen zu sein. Schwerer wird man Kunde inbetreff ihrer Herkunft be-



Speerspitze (Teltow). Aus
Vetmann, Mark Brandenburg.

urteilen können, die aus der Erde hervorgeholt wurden, ohne daß das Vorkommen von Urnen in der Nähe nachzuweisen war. So fand auf dem Kienberge bei Kremmen vor 200 Jahren ein Bürger unter einem Haufen Feldsteine ein Gefäß aus Bronze, das oben 4, unten 3 Zoll im Durchmesser hielt; der Boden war abgefressen, der Stiel noch vorhanden (s. Fig. 34 u. 35). In Prenzlau wurde unweit der Stelle, wo einst der Tempel des wendischen Gottes Triglav gestanden haben soll, ein Armschmuck gefunden, der aus zwei spiralförmig gewundenen Halbfugeln, welche durch einen oval geöffneten Bügel verbunden waren, bestand (siehe Fig. 36). Bei dem nahen Dorfe Schönermark fand man in einem Grabhügel auf dem Felde eine Menge Schmucksachen aus Metall, meist Armringe, von denen einer mit drei beweglichen, kleineren Ringen verziert war (s. Fig. 37 u. 38). Einander ähnlich in der Form, wenn auch von verschiedener Bestimmung sind zwei Funde, die man in der Nähe von Köpenick und Pritzwalk, also auf altwendischem Boden, gemacht hat, nämlich eine Armspirale und eine Brustspange (s. Fig. 39 u. 40). Im Jahre 1709 entdeckte ein Bewohner von Osterburg unter einem alten Eichen-

stumpf an der Biese mehrere metallene Armringe und eine Spirale (s. Fig. 41). Im Nordwesten von Prenzlau bei dem Dorfe Klinkow wurde im Jahre 1743 eine Urne mit 2 Henkeln gefunden, die 1 Fuß hoch und $1\frac{1}{4}$ Fuß weit war (s. Fig. 42).

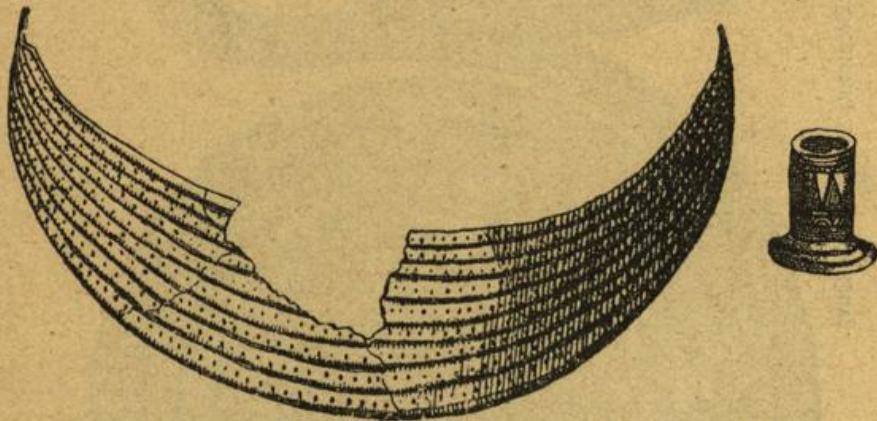
Auch ausländische Münzen sind in beträchtlicher Anzahl in der Mark entdeckt worden. Während die römischen Münzen

Fig. 33.



Eisensfibula (Zeltow). Aus Belmann, Mark Brandenburg.

Fig. 34 u. 35.



Reste eines Bronzegefäßes. Aus Belmann, Mark Brandenburg.

noch der germanischen Zeit angehören, weisen Silberbarren oder zerbrochene Brakteaten auf die Wendenzeit hin. Im Kreise Rauch-Belzig hat man römische Münzen von Tiberius und Trajan, bei Mittelwalde solche von Nerva und Macrinus (um 260 n. Chr.) gefunden; dagegen in der Nähe von Nauen 25 Silberbarren, von denen jeder 9 Zoll lang war und einen Zoll im Umfange hatte, ferner eine Urne mit 280 Brakteaten. Sie

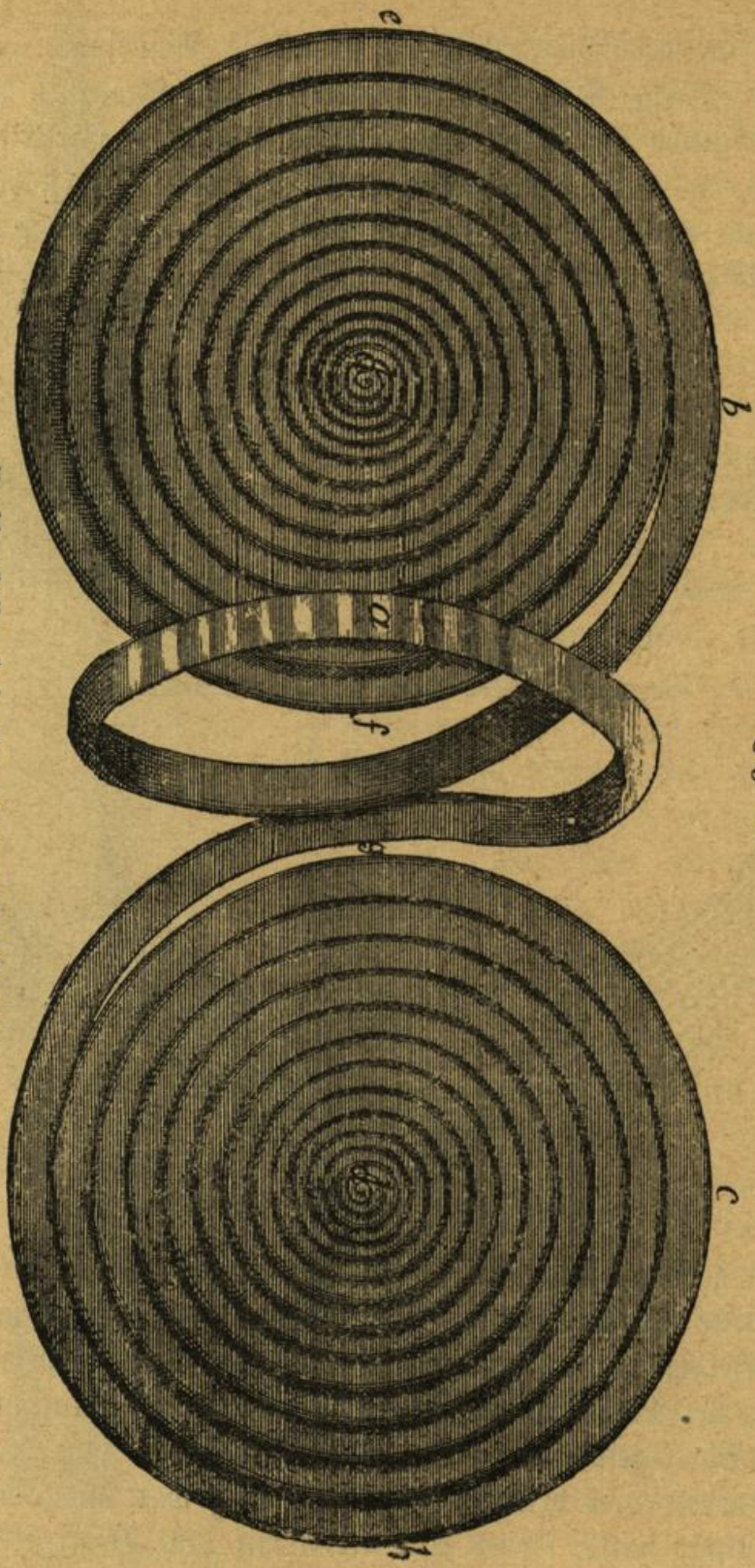
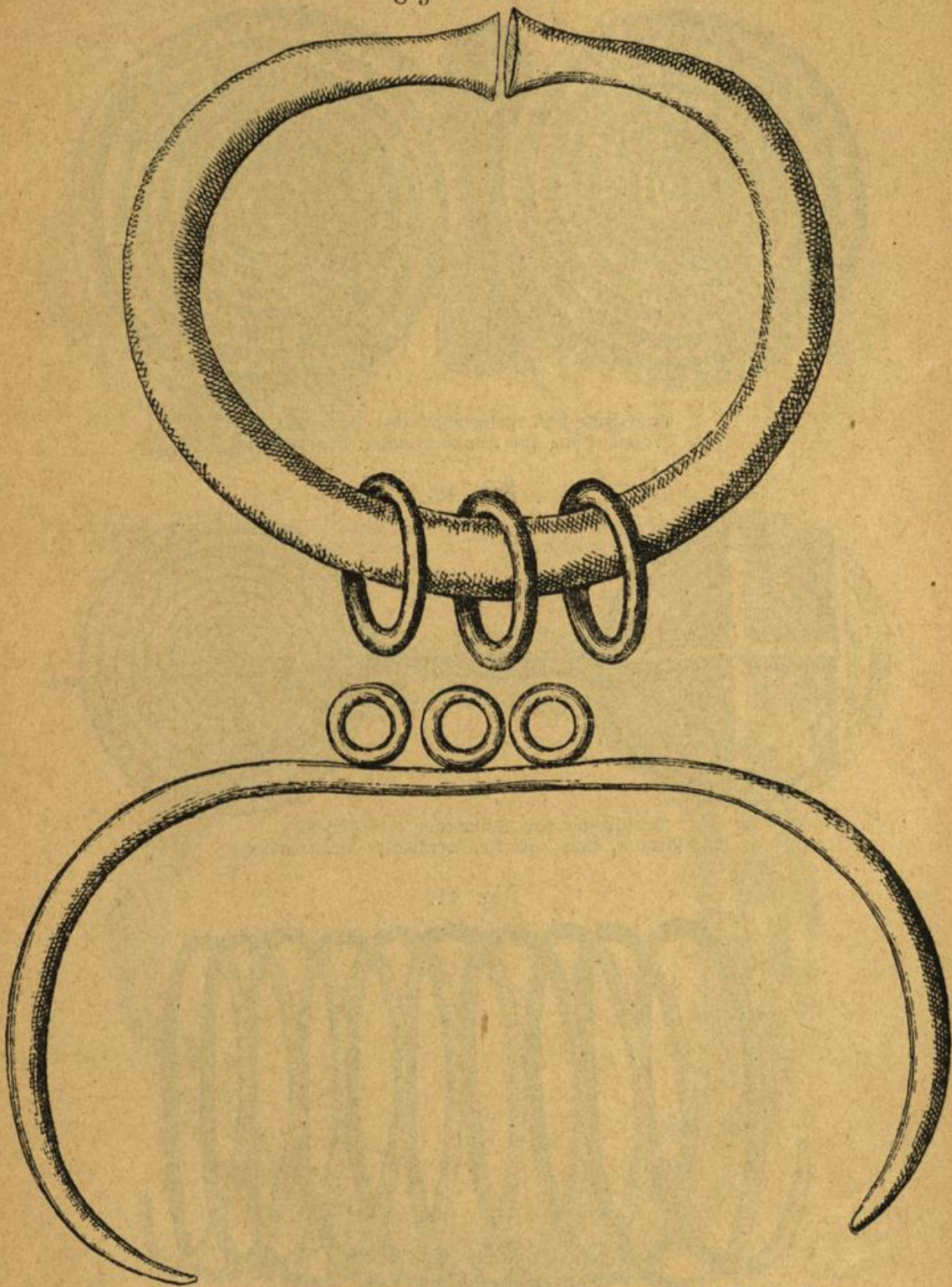


Fig. 36.

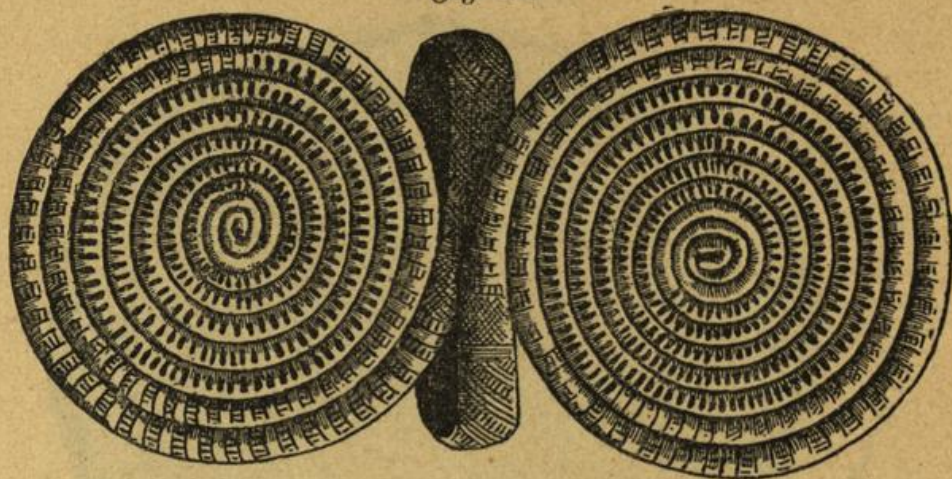
Strumpfband (Streifen), aus Seemann, Markt Strassenburg.

Fig. 37 u. 38.



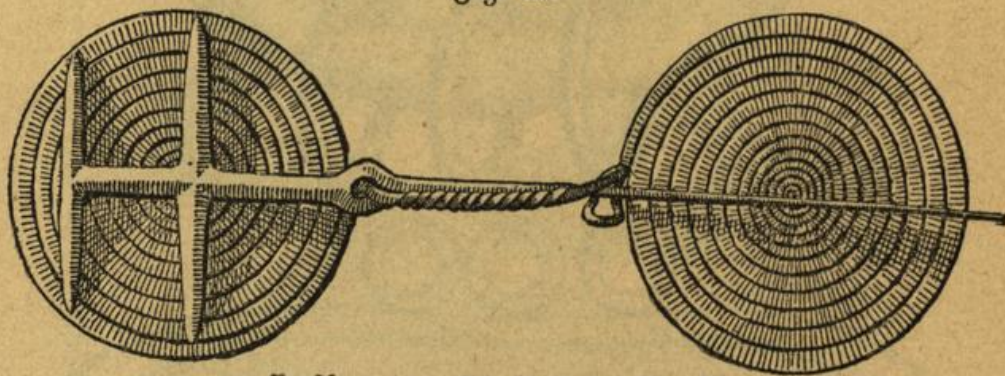
Armringe von Schönermark (bei Prenzlau). Aus Hofmann, Mark Brandenburg.

Fig. 39.



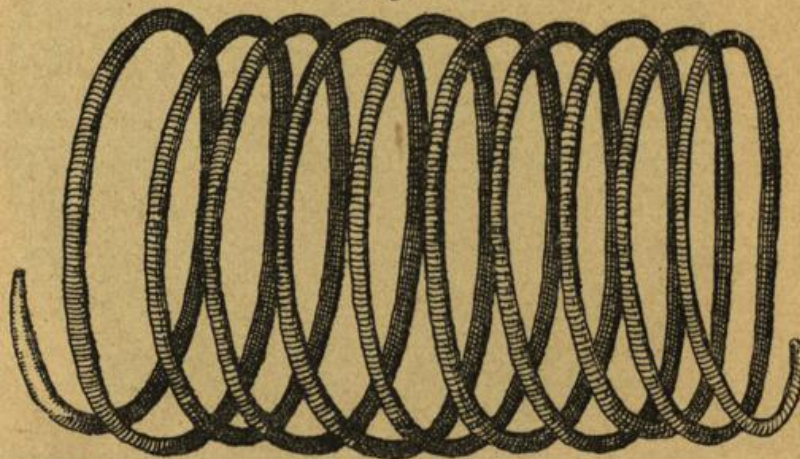
Armspirale von Weitgendorf (bei Pritzwalk).
Aus Bergau, Bau- und Kunstdenkmäler Brandenburgs

Fig. 40.



Brustspange von Schmölwitz (bei Köpenick).
Aus Bergau, Bau- und Kunstdenkmäler Brandenburgs.

Fig. 41.



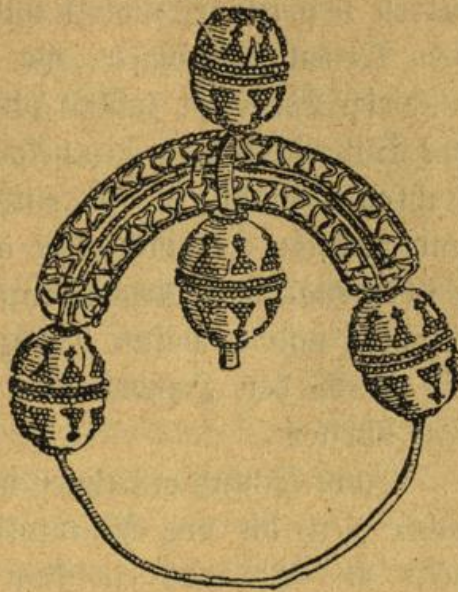
Spirale von Osterburg. Aus Belmann, Markt Brandenburg.

Fig. 42.



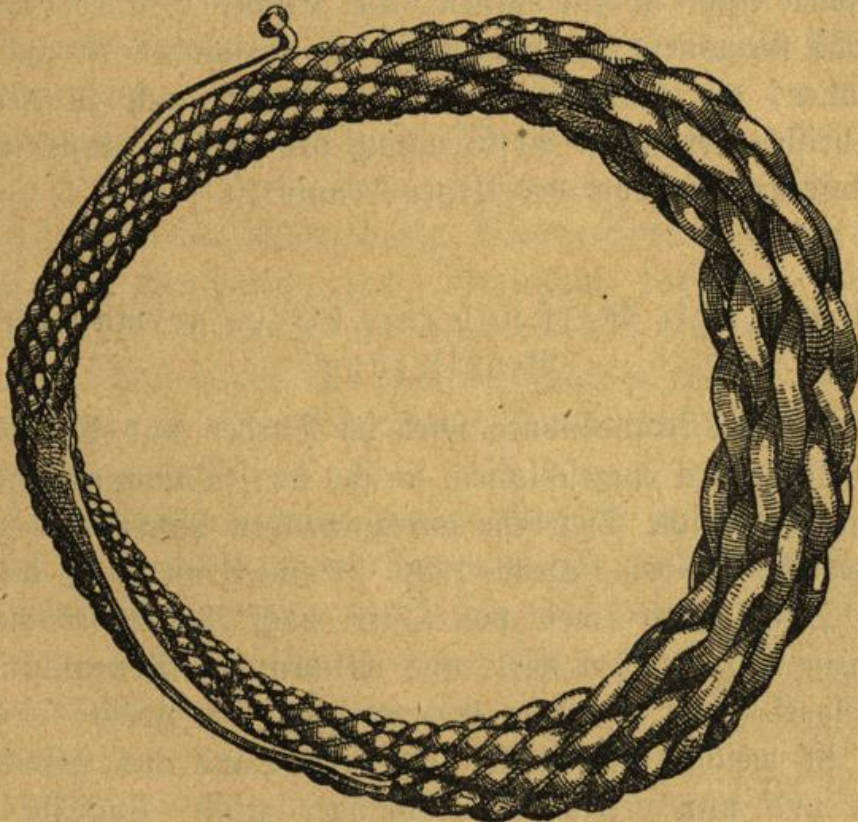
Graburne von Klinkow (bei Prenzlau).
Aus Bekmann, Mart Brandenburg.

Fig. 44.



Ohrgehänge von Silber,
gefunden zu Tempelhof (bei Solbin).

Fig. 43.



Halbiring von Silber, gefunden zu Tempelhof (bei Solbin).
Fig. 43 und 44 aus Bergau, Bau- und Kunstdenkmäler Brandenburgs.

waren teilweise zerstückelt und sind wohl durch den Handel aus dem Orient gekommen, wo man im 9. und 10. Jahrhundert in dieser Weise zu zahlen pflegte. Der Wendenzeit gehört auch der Silberfund von Tempelhof bei Soldin an, der vor wenigen Jahren gemacht ist. Er enthielt außer Arm- und Halsspangen und anderen Schmucksachen aus Silberfiligran (s. Fig. 43 u. 44) Silberdenare von Regensburg und Straßburg aus dem 10. Jahrhundert und arabische Münzen aus der Zeit von 892—950, die durch den Handel über Byzanz in die Neumark gelangt sein dürften.

Zum Schluß erwähnen wir noch eine Grabstätte aus christlicher Zeit, die von Minutoli in Stendal im Jahre 1827 entdeckt ist. Es war ein Bau aus Feldsteinen, der von einem flachen, tonnenartigen Ziegelgewölbe überspannt war. Er enthielt 70 Urnen, die in regelmäßigen Reihen standen und Knochen, sowie Asche in sich bargen. Der Entdecker ist der Ansicht, daß das Gemäuer in christlicher Zeit entstanden ist und von Germanen, die zum Heidentum und damit auch zu der bei den Christen verpönten Verbrennung der Leichen zurückkehrten, als Aufbewahrungsort der Urnen benutzt ist.

Kap. 2. Die Mark und ihre älteste germanische Bevölkerung.

Die Mark Brandenburg wird im Norden und Süden von zwei Höhenzügen eingeschlossen, welche im Zusammenhange mit den die sarmatische Tiefebene durchziehenden Landrücken stehen. Das zwischen beiden liegende Land ist eine Einsenkung, die nur in der Mitte durch einen von Osten nach Westen streichenden Höhenzug unterbrochen wird, aus welchem die Rauenschen und die Müggel-Berge besonders hervorragen. Der größte Teil der Mark ist welliges Flachland, das aus Sand und Heideboden besteht und nur vereinzelte Thonlager zeigt. Dasselbe wird von der Havel und Spree durchbrochen, Flüssen, die bei ihrem

geringen Gefälle und der unbedeutenden Tiefe ihres Bettes große Neigung zur Seebildung zeigen. Bekanntlich ist der Spreewald ein ganzes Gewirr von Flüssen und Kanälen und in der nassen Jahreszeit nur zu Rahn passierbar. Auch heute giebt es dort nur Wiesen und Gartenland, während größere Ackerflächen fehlen. Im Norden des mittleren Höhenzuges waren ehemals zwei sumpfige Gegenden von beträchtlicher Ausdehnung, nämlich zwischen Fehrbellin, Rathenow und Nauen das havelländische Luch, eine nur von wenigen, mit Kiefern bestandenen Sanddünen unterbrochene Moorlandschaft, die reich an Torflagern ist, und im Osten die Niederung des Oderbruches, welche erst von Friedrich d. Gr. entwässert und in fruchtbares Ackerland verwandelt wurde. Der Sandboden der Mark ist nur durch fleißige Bearbeitung und reichliche Düngung anbaufähig geworden und lag im früheren Mittelalter jedenfalls völlig brach. Fruchtbares Erdreich findet man nur auf kleinen Strecken in der Uckermark. Jenseits der Elbe sind die Gegensätze noch größer, da Heide und Moor, die hier getrennt auftreten, einen großen Raum einnehmen. Die Mark ist an Mineralien sehr arm. Außer dem kleinen Gebiet von Muschelkalk in den Rüdersdorfer Bergen finden sich nur Gipsbrüche bei Sperenberg und überallhin verstreut erratische Blöcke. Der Reichtum an Braunkohlen, der heute für die Mark von Bedeutung ist, war in früheren Zeiten ohne jeden Belang, da die Braunkohlenlager durch starke Schichten des Diluviums verdeckt sind.

Wenn unsere Provinz heute in Gewerbe und Handel eine der ersten Stellen in Deutschland einnimmt, so war im Mittelalter nicht einmal der Anfang dazu gemacht. Die natürliche Beschaffenheit des Bodens wies die Bevölkerung darauf hin, ihren Unterhalt in Viehzucht und Fischfang zu suchen. Die dichten Kiefernwälder lieferten reichliches Holz zum Häuserbau. Jedoch die weiten Sand- und Wasserflächen boten vielfach keinen geeigneten Platz zur Ansiedelung, und wenn noch heute in vielen Kreisen das platte

Land mäßig bevölkert ist, so wird dies im früheren Mittelalter, wo viele Arten des Erwerbes noch unbekannt waren, in viel höherem Grade der Fall gewesen sein. Allerdings erhöhten die vielen Wälder, Sümpfe, Seen und Sandhügel die Sicherheit der einmal ansässigen Bevölkerung, anderseits boten sie nur ein geringes Reizmittel für die Nachbarn dar. So erklärt es sich auch, daß wenigstens die Lande auf dem rechten Elbufer noch lange in tiefer Barbarei verharrten, als das übrige Norddeutschland schon der christlich-germanischen Kultur gewonnen war. Die Bodengestaltung der Mark trat jeder Einwirkung des kultivierten Westens entgegen, beförderte aber die Einwanderung von Osten her. Die meisten Flüsse des ostdeutschen Tieflandes, wie hier Elbe, Spree, Oder, verfolgen im allgemeinen eine nordwestliche Richtung und erleichtern einer von Osten her vordringenden Bevölkerung die Einwanderung ungemein. Deshalb bemächtigten sich nach dem Abzug germanischer Völker die aus der sarmatischen Ebene vorrückenden slawischen Stämme der Mark ohne jede Schwierigkeit.

Die älteste nachweisbare Bevölkerung Brandenburgs ist jedenfalls germanisch gewesen. Es ist wahrscheinlich, daß diese schon einige Jahrhunderte v. Chr. hier eingewandert ist; daß jedoch in der Mark und an der Ostsee damals schon Germanen wohnten, dafür bietet die bekannte Reise des Pytheas von Massilia (Marseille) um 320 v. Chr. keinen Anhalt. Derselbe hat sicherlich nur die germanische Küste an der Nordsee besucht, wo er das Volk der Teutonen ansässig fand. Daß er damals auch zu den Guttonen oder Goten an der Ostsee gekommen sei, ist eine irrige Ansicht, die nur durch Mißverständnis einer Bemerkung des Plinius entstanden ist. Als die Bernsteininsel des Pytheas „Alalus“ ist wohl eine der Inseln an der holsteinischen Küste zu betrachten, wo noch jetzt Bernstein gefunden wird. Jedenfalls hat es längere Zeit gedauert, ehe die germanischen Völker in Deutschland feste Wohnsitze begründeten, wie wir es in der Germania des Tacitus um 100 n. Chr. dargestellt finden.

Da wohnten jenseits der Elbe in der späteren Altmark die Langobarden, an welche noch lange der Bardengau und der Ort Bardowiek erinnerte; zwischen Elbe und Oder bis in die Lausitz hinein die Semnonen, in der späteren Neumark die Burgunder und an der pommerschen Grenze vandalische Stämme wie die Gudosier. Unter ihnen hatten die Semnonen für unsere Mark die größte Bedeutung. Sie waren nach des Tacitus Bericht der älteste und edelste Stamm der Sueven, die bekanntlich schon mit Cäsar in feindliche Berührung gekommen waren. Wie das Monument von Ancyra berichtet, hatten sich die Semnonen und die ihnen verwandten Stämme schon zur Zeit des Augustus durch eine Gesandtschaft um die Freundschaft der Römer bemüht; daß es ihnen gelungen, ist gegenüber den Feldzügen des Germanicus nach Deutschland nicht gut anzunehmen. Als charakteristisch für die Sueven überhaupt hebt Tacitus ihre Haartracht hervor; sie pflegten nämlich das Haar nach hinten zu kämmen und in einen Knoten zusammenzubinden. Dadurch unterschieden sie sich von den übrigen Germanen und den unter ihnen wohnenden Sklaven. Die Semnonen waren ein volkreicher Stamm und bewohnten hundert Gaue. Inmitten ihres Landes lag ein heiliger Hain, in welchem sie ihren Göttern Menschenopfer darzubringen pflegten. Niemand betrat ihn anders als mit einer Fessel gebunden, um die Abhängigkeit von der Gottheit kundzuthun. Fiel er zu Boden, so durfte er sich nicht erheben, sondern mußte kriechend die heilige Stätte verlassen.

Auch die Langobarden rechnet Tacitus zu den Sueven, doch hebt er ihre geringe Anzahl ausdrücklich hervor. Daß sie sich trotzdem inmitten stärkerer Völkerschaften behaupteten, verdankten sie ihrer Tapferkeit. Alle diese suevischen Völkerschaften verehrten die Göttin Nerthus, welche Tacitus für die Mutter Erde erklärt. Der Mittelpunkt dieses Dienstes war ein heiliger Hain auf einer Insel, die man in dem heutigen Rügen wiederzuerkennen glaubt. Dort stand ein geweihter Wagen, der mit

Tüchern überdeckt war. Derselbe wurde von vier Kühen gezogen, und der Priester geleitete ihn, wenn er merkte, daß die Göttin darin Platz genommen hatte. Alsdann ruhte alle Fehde, und festlich gekleidet eilte jeder herbei, um der Göttin bei ihrem Umzuge durch das Land seine Verehrung darzubringen. War das Fest beendet, so kehrte der Priester mit dem heiligen Wagen nach dem Haine zurück. Götterbild und Wagen wurden dann in einem See gewaschen, in welchem die Sklaven, welche bei dieser Zeremonie verwendet wurden, ihr Grab fanden.

Von den vielen Sagen, welche Paulus Diaconus über die Vorzeit der Langobarden überliefert hat, läßt sich keine historisch deuten, wir können nur soviel entnehmen, daß sie, nachdem sie Scandinavien verlassen hatten, nach Norddeutschland kamen und dort den Vandalen benachbart wohnten, über welche sie nach heißem Kampfe den Sieg errangen.

Nur wenige Jahrhunderte haben diese germanischen Stämme auf märkischem Boden gewohnt, die Wogen der Völkerwanderung haben sie schon zu Ende des 4. Jahrhunderts mit sich fortgerissen und in ferne Gegenden getragen. Die Langobarden zogen zunächst nach den Karpathenländern und später nach Italien, die Burgunder nach dem Oberrhein, Sueven und Vandalen überschritten zu Anfang des 5. Jahrhunderts den Rhein und haben bald darauf Reiche in Spanien und Nordafrika gegründet. Einige suevische Stämme sind nach Süddeutschland gezogen und haben hier dem Lande der Schwaben den Namen gegeben. Von dem Stamme der Semnonen ist später keine Spur mehr übrig. Als Grund für dieses Verlassen der Heimat betrachtet man Übervölkerung und Hungersnot, jedenfalls aber hat auch die Bewegung, welche durch den Einbruch der Hunnen in Europa veranlaßt wurde und sich den Slaven mittheilte, jene Auswanderung der germanischen Völker beschleunigt. Möglich ist, daß während der Wanderung auch die Heruler, ein germanischer Stamm, welcher im 3. Jahrhundert an der Ostseeküste, vielleicht in Schleswig-Holstein und Mecklenburg, saß, zu Anfang des

6. Jahrhunderts vorübergehend in der Mark Fuß faßten. So wäre auch der Name „Harlunger Berg“, welcher einer Anhöhe bei Brandenburg a. S. eigen ist, verständlich. Jedenfalls bestand in dieser Gegend zwischen den Reichen der Thüringer und Warner ein Reich der Heruler. Allerdings soll nach einer andern Erklärung der Harlunger Berg an die Neffen des Gotenkönigs Ermanarich, die berühmten Harlunge, erinnern. Wenigstens bezeichnet eine Quelle des 12. Jahrhunderts die Söhne eines Fürsten von Brandenburg als Harlonge und leitet von ihnen den Grafen Wiprecht von Groitzsch ab.

Man hat neuerdings oft die Frage erörtert, ob sich nach dem Eindringen der Slawen ein Rest germanischer Bevölkerung in der Mark erhalten hat. Sicherlich verblieb die spätere Altmark, die Gebiete auf dem linken Elbufer, auch weiter den Germanen, denn wir finden dort zur Zeit Karls d. Gr. den sächsischen Stamm der Ostfalen ansässig. Aber auch aus den andern märkischen Landen scheint nicht die gesamte Bevölkerung ausgewandert zu sein. Wir lesen nämlich bei dem griechischen Schriftsteller Prokop, daß Boten der in der Heimat (allerdings nicht in der Mark, sondern in Schlesien) verbliebenen Vandalen zu König Geiserich nach Karthago gekommen wären und ihn gebeten hätten, jenen zu gestatten, daß sie die alten Sitze aufgäben, weil sie diese nicht verteidigen könnten. Die Volksversammlung der Vandalen sei diesen Bitten geneigt gewesen, doch ein Greis habe sich dagegen ausgesprochen, weil man nicht wissen könne, ob man nicht selbst in die Heimat zurückkehren müsse. Auch der fränkische Geschichtsschreiber Gregor von Tours erzählt ähnliches von einem sächsischen Stamm, der die Langobarden nach Italien begleitete und dann wieder zurückkehrte, aber seine Sitze am Harz von den Nordthüringern besetzt fand. Im Slawenlande selbst finden sich Spuren von jener ursprünglichen germanischen Bevölkerung. So z. B. giebt es in der Lausitz noch heute ein Dorf Niemijsch bei Guben, das um das Jahr 1000 von Kaiser Otto III. an das Kloster Nienburg an

der Saale geschenkt wurde. Dasselbe scheint eine solche germanische Ansiedelung mitten unter den Slawen gewesen zu sein, denn *Njemez*, d. i. Stumme, war die slawische Bezeichnung für die Deutschen.

Kap. 3. Die Wendische Zeit.

Die Slawen oder Wenden finden wir schon zur Zeit des Tacitus im heutigen Polen und Littauen ansässig. Ihr ursprünglicher Name ist „Slawen“ (Slawene oder Slowene, d. h. die Redenden, Verständlichen), der andere „Wenden“ wurde ihnen erst von den Germanen beigelegt. Sie drangen im 5. Jahrhundert bis zur Elbe vor, besetzten hier alle Lande außer dem eigentlichen Holstein, fielen in Mähren und Böhmen ein und erfüllten nach dem Untergange des Hunnenreichs auch Oberösterreich und Kärnten mit ihren zahllosen Scharen. Ja, sie drangen nach dem Sturze des Thüringerreichs (530) in das Bergland zwischen Elbe und Saale ein und gründeten vereinzelte Ansiedelungen selbst im Thale des Mains.

Über die slawischen Völker auf dem Boden der heutigen Mark giebt uns erst Einhard in seinem Leben Karls d. Gr. und den Jahrbüchern nähere Auskunft. Danach wohnten in der Mark selbst die Wilzen oder Welataben, an der Mündung der Havel die Bethenzer und im südlichen Mecklenburg die Lino-
nen. Gegen die Wilzen, welche sich den eben unterworfenen Sachsen feindlich zeigten, unternahm Karl d. Gr. im Jahre 789 einen Feldzug. Er rückte bis zur Elbe vor, schlug an ihrem Ufer ein Lager auf und erbaute zwei Brücken über den Strom, von denen er sich eine durch Verschanzungen und eine Besatzung sicherte. Alsdann überschritt das fränkische Heer den Fluß und verwüstete das Land der Wilzen mit Feuer und Schwert. Auch bei ihnen wie bei den meisten slawischen Stämmen bestanden mehrere Völkerschaften nebeneinander unter eigenen Fürsten, unter denen als mächtigster Dragowit erscheint. Als die Fran-

ken vor dessen Stadt rückten, unterwarf er sich und stellte die verlangten Geiseln. Seinem Beispiele folgten die übrigen Slawenfürsten jener Landschaft. Doch war die Unterwerfung nur von kurzer Dauer, da in den folgenden Jahren Karl d. Gr. noch mehrmals die Elbe überschreiten mußte. Dagegen bei dem Stamme der Abodriten im heutigen Mecklenburg fand der König nachhaltige Unterstützung gegen die Sachsen und Dänen.

In den folgenden Jahrhunderten erscheinen die Liutizen als das Hauptvolk auf dem rechten Ufer der unteren Elbe. Liutizen wurden sie, wie Adam von Bremen im 11. Jahrhundert berichtet, von ihren deutschen Nachbarn genannt, sie selbst nannten sich Wilzen, doch scheint ihr Gebiet weniger umfangreich gewesen zu sein als das ihrer gleichnamigen Vorfahren zu Karls d. Gr. Zeit. Sie zerfielen in die vier Völkerschaften der Chiziner, Circipaner, Tollensaner und Redarier. Davon wohnten nur die letzteren bis in die Mark hinein, nämlich zwischen Peene und Dosse (etwa bei Wittstock). Zu den Liutizen gehörten sicherlich auch die Havelder, welche in der Geschichte der Mark so bedeutend hervortreten. Die Abodriten oder Bodrizer haben sich noch aus der fränkischen Zeit her erhalten. Einige rechnen zu ihnen die Ukraner an der Ucker, andere diese zu den Liutizen; es ist wahrscheinlich, daß sie zu Adams von Bremen Zeit als selbständiger Stamm schon verschwunden sind, obwohl die Uckermark erst um 1177 von den Pommern erobert ward. Zu den bisherigen Völkern sind die Lusitzer an der mittleren Elbe und Oder neu hinzugetreten; von ihnen werden die Milzener oder Daleminzier als besonderer Stamm unterschieden. Während die jenseits der Elbe bis zur Saale ansässigen Sorben einen dem Tschechischen ähnlichen Dialekt sprachen, kamen die Wilzen und Abodriten, die man beide auch zu den polabischen Stämmen rechnet, darin den Polen nahe.

Versuchen wir uns die Zustände, welche unter den märkischen Wenden etwa im 10. Jahrhundert herrschten, als sie mit den Deutschen in nähere Berührung kamen, klar zu machen! Wohl

waren Jahrtausende verflossen, seitdem sich die Slawen von den anderen Völkern des indogermanischen Sprachstamms, dem sie gleich den meisten Kulturvölkern angehören, getrennt hatten, allein der Kulturzustand hatte sich in mancher Hinsicht wenig geändert. Schon die Arier hatten in ihrer asiatischen Heimat neben der Viehzucht und Jagd den Ackerbau zu treiben begonnen. Bei den Wenden trat dagegen die Fischerei in den Vordergrund, da damals ein weit größerer Teil der Mark von Wasserflächen bedeckt war und die Wenden naturgemäß ihre Ansiedelungen vielfach auf Pfahlbauten in unmittelbarer Nähe des Wassers anlegen mußten. Auf den höher gelegenen Stellen richteten sie sich hinter Ringwällen, die teils als Wohnsitze, teils als feste Plätze dienten, häuslich ein. Außer den Dörfern bauten sie auch städtische Ansiedelungen, wodurch sie sich bekanntlich von den Germanen unterscheiden.

Als Haustiere finden wir bei den Wenden Pferde, Schafe, Schweine, Gänse, Hühner und vor allem das Rind. Nur die Ziegen, die bei den Ariern schon heimisch waren, finden wir bei ihnen selten, mit desto größerem Eifer lagen sie der Bienenzucht ob. Die Viehzucht war auch bei den Wenden bedeutend, aber das Rind spielte doch nicht mehr die Rolle, wie in dem Leben der Arier, wo das Geschenk einer Kuh die höchste Auszeichnung, das Rind das wesentlichste Tauschmittel war. In den fruchtbaren und trockenen Landstrichen trieben die Wenden Ackerbau. Der leichte Boden der Mark machte den schon ihren Vorfahren bekannten Pflug überflüssig, es genügte ein Haken, um den Acker zu lockern. Mit der Sichel pflegte man das Getreide zu schneiden. Man baute die ältesten Kulturpflanzen, Gerste und Hülsenfrüchte, daneben aber auch Roggen, Weizen, Hanf und Flachs. Der Weinbau, der den Ariern vielleicht schon bekannt war, ist erst im 12. Jahrhundert durch deutsche Einwanderer in die Mark eingeführt, und Weinberge entstanden bald, wie am Harlunger Berge bei Brandenburg und zu Leizkau in der Altmark.

Das Handwerk stand, wenn auch noch überwiegend Hausindustrie, doch auf einer höheren Stufe als bei den asiatischen Ariern. Die wenigen Geräte aus Bronze und Eisen verfertigte man sich meist selbst, wie die Werkzeuge für den Ackerbau, Messer, Äxte, Sägen und Waffen. Die Sitte der Leichenverbrennung führte zu einem großen Aufschwunge der Töpferei, obwohl man in der Technik die Germanen nicht erreichte. Man schnitt Figuren aus Holz und verstand Holzschnitzereien zur Verzierung herzustellen. Die zahlreichen Wasserläufe der Mark nötigten zum Bau von Booten, aber man zimmerte selbst größere Schiffe, mit denen man das Meer besuhr. Das Getreide mahlte man auf Handmühlen und war gewöhnt Brot zu backen. Wie schon in den ältesten Zeiten war die Kunst des Spinnens und Webens allgemein im Gebrauch, man verwertete dazu Wolle und Flachs. Die Kleidung bestand aus einem leinenen Untergewande, einem Oberkleide aus Wolle, Schuhen und einem kleinen Hut. Der Mauerhammer war bekannt, doch pflegte man wegen des Überflusses an Holz die Häuser aus diesem Material, seltener aus Stein zu bauen. Ziegel verstand man noch nicht zu brennen, erst unter Albrecht dem Bären wurde diese Kunst, wie sich nachweisen läßt, aus den Niederlanden eingebürgert.

Die dichten Wälder, welche damals einen großen Teil der Mark bedeckten, boten reiche Beute für die Jagd; da fand man Hirsche, wilde Schweine, zahlreiches kleineres Wild, aber auch Büffel und Bären.

Schon in der Zeit der Karolinger bestand ein lebhafter Handel aus dem Wendenlande nach Sachsen und anderseits nach Rußland und dem Orient. Deshalb sind arabische Münzen in den Ostseeländern in beträchtlicher Anzahl gefunden worden. Doch hörte der Verkehr mit dem Orient im elften Jahrhundert auf, bestand nur nach Rußland weiter. Bestimmte Handelsstraßen führten durch die Mark von Sachsen nach Polen oder nordwärts nach Pommern, wo an der Odermündung die wichtige Stadt Sumne lag.

Im 12. Jahrhundert führte dorthin eine Straße von Halle her; wenn man nicht den Wasserweg über Saale, Elbe und Havel bis Havelberg wählte, zog man zu Lande bis Demmin. Der in den ältesten Zeiten übliche Tauschhandel ist schon im 8. Jahrhundert verschwunden; der Kaufpreis wurde fortan in Silber, seltener in Gold bezahlt. Nur wog man diese Edelmetalle zu, weshalb man zuweilen Silberbarren oder zerschnittene Silberstücke findet. Gemünztes Geld kommt erst im 11. Jahrhundert bei den märkischen Wenden vor, doch zeigt es ausländisches Gepräge.

Die öffentlichen Zustände hatten naturgemäß einen patriarchalischen Charakter. Der Volksstamm setzte sich aus einer Anzahl von Geschlechtern zusammen, und diese zerfielen wiederum in mehrere Familien. Das Band der Ehe besaß bei den Slawen nicht die Innigkeit, wie sie Tacitus den Germanen nachrühmt. Es herrschte bei jenen Vielweiberei, wenn auch wahrscheinlich eine als die rechtmäßige Ehefrau betrachtet wurde. Doch war sie nicht die Herrin des Hauses, sondern ihrem Gatten zu unbedingtem Gehorsam verbunden. Wie bei Naturvölkern zu geschehen pflegt, wurden die Söhne den Töchtern vorgezogen und letztere zuweilen bei der Geburt getötet. Ebenso grausam war es, daß die Sitte verlangte, daß nach dem Tode des Hausherrn eine seiner Frauen den Scheiterhaufen bestieg. Ja, es wird berichtet, daß in Zeiten großer Hungersnot Kinder ihre Eltern getötet und verzehrt hätten. Ueberhaupt finden wir bei den Slawen Laster und Tugenden miteinander gepaart. Sie werden als treulos und gegen die Feinde grausam geschildert, obwohl auch edlere Völker als sie die Kriegsgefangenen als Leibeigene behandelten. Andererseits galten sie für mitleidig gegen Arme und freigebig gegen Fremdlinge. Wenn jemand das Gastrecht versagte, so durfte man ihm Haus und Hof niederbrennen. Wie wir noch heute bei den slawischen Nationen bemerken, so waren schon ihre Vorfahren freigebig bis zur Verschwendung. Man rühmte ihnen Ausdauer bei der Arbeit und beim Ertragen

von Leiden und Beschwerden nach. Als höchstes Gut galt ihnen die Freiheit, und diese zu bewahren, scheuten sie kein Opfer.

Die Mehrzahl der Bevölkerung war leibeigen, aber auch unter den Freien gab es Leute, welche zu Zehnten verpflichtet waren. Die Freien wohnten in Dörfern oder den Städten, welche um die zahlreichen Burgen erwachsen. In den Städten gab es Versammlungsorte, an denen die freie Bevölkerung über gemeinsame Angelegenheiten verhandelte. Auch die Slawen hatten einen Geburtsadel, der mit großem Grundbesitz und der Hoheit über viele hörige Bauern ausgestattet war. Er beriet über die Angelegenheiten des ganzen Landes auf besonderen Herrentagen und konnte nur einstimmig Beschlüsse fassen. Doch wurde der Widerspruch des Einzelnen oft mit Gewalt unterdrückt.

Nicht bei allen slawischen Völkerschaften werden fürstliche Geschlechter erwähnt, z. B. fehlen sie bei den Luszern und Milzenern. Aber bei den Abodriten erhielt sich das Herzogtum oder Königtum ununterbrochen bis ins 12. Jahrhundert. Die fürstliche Gewalt wurde durch Erbschaft übertragen und fiel meist dem Erstgeborenen zu, doch war seine Erhebung zum Fürsten von der Zustimmung des Volkes abhängig. Der Herzog oder, wie ihn die alten Chroniken oft nennen, König war oberster Heerführer und höchster Richter. Seine Herrschaft stützte sich auf die Burgen, in denen seine Mannen, die man Kastellane oder Bürger nannte, unter einem Befehlshaber saßen; sie stürzte zusammen, wenn er die Burgen verlor. Seine Einkünfte bestanden aus einem Hufenzins, den er von der ländlichen Bevölkerung erhob, aus einer Abgabe von den Baustellen, aus Markt- und Brückenzöllen. Auch mußten einzelne Gewerbetreibende, wie die Gastwirte, besondere Abgaben zahlen; wer z. B. eine Salzpferde errichten wollte, war zu einem Salzzins verpflichtet. Die Abgaben wurden meist in Geld, daneben in Naturalien, wie Kindern, Pferden, Schweinen, Getreide und Honig entrichtet.

Zum Kriegsdienst waren alle Freien verpflichtet, sie dienten auf eigene Kosten zu Fuß, der Adel dagegen mit seinem Anhang zu Roß. Aus dem Adel wurden auch die Hauptleute genommen, welche den Titel Supan führten. Nur in Zeiten der äußersten Not rief man auch die Unfreien zu den Waffen. Die Bewaffnung unterschied sich wenig von der der Germanen. Das Fußvolk führte Speer oder Wurffpieß, Schwert oder Streitaxt und Schleuder; nur Bogen und Pfeile werden nicht erwähnt. Die Reiter besaßen Schilde, aber keine Rüstung.

Die Wenden hatten kein geschriebenes Recht, sondern urteilten nach dem Herkommen. Man unterschied zwischen Gerichten, die der Landesherr persönlich abhielt, und solchen, welche unter dem Vorsitz der Burggrafen in den Städten stattfanden. Nur über das Strafrecht besitzen wir vereinzelte Nachrichten. Als Beweismittel wird der Eid erwähnt, kam aber selten vor. Das Gottesurteil wurde erst von den Deutschen in der Mark eingeführt. Unter den Strafen fehlt der Tod und die Verstümmelung, wie sie bei den Germanen üblich war. Als höchste Strafe erscheint der Verlust der Freiheit, außerdem gab es Stockschläge und Geldbußen.

Bei den Wenden herrschte Polytheismus; doch darf man diesen nicht so verstehen, als ob dieselbe Völkerschaft mehrere Götter nebeneinander mit derselben Hingebung verehrt hätte, sondern es gab in jedem Gau eine Hauptgottheit, und andere Götter hatten daneben nur ihre Kultusstätten, die in geringerem Ansehen standen. Die vornehmsten Gottheiten waren: Siwa die Göttin des Lebens, Gerovit, der Frühlingsieger, Svatovit, der heilige Sieger, der Kriegsgott Radigast, der böse Bernebog und der dreiköpfige Triglav. Unter diesen Namen dachten sich die Wenden Naturkräfte und sittliche Gewalten. Die alten Chronisten vergleichen den Radigast mit Merkur, Gerovit und Svatovit mit Mars, Siwa mit Ceres. Man stellte sie sich entweder als Steine, Bäume und Wälder, die man verehrte, vor oder fertigte Götzenbilder, die man an heiligen Orten aufstellte.

Anfangs waren jene höchst primitiv, wahrscheinlich Pfähle, die man mit Waffen behängte; so z. B. diente als Symbol Serovits eine Fahne oder ein Schild, unter welchem der Name des Gottes eingeschnitten war. Später stellte man die Götter in unförmlichen, übermenschlichen Gestalten dar, die man aus Holz verfertigte und mit Silber oder Gold verzierte. Sie hatten meist mehrere Köpfe, Svatovit deren vier (zwei vorwärts und zwei rückwärts gewandt), Triglav drei Ziegen- oder Menschenhäupter. Augenscheinlich hatte dieser seltsame Auspuß eine symbolische Bedeutung, z. B. bei Triglav, den man als den Herrn des Himmels, der Erde und der Unterwelt betrachtete. In Brandenburg, wo einer der Hauptsitze seiner Verehrung war, wurde sein hölzernes Bild in einer Seitenkapelle der Marienkirche aufbewahrt, bis es König Christian II. von Dänemark 1526 als interessante Erinnerung an die Heidenzeit mit sich nahm. Serovit war mit einem Gewande dargestellt, das ihm bis zum Knie reichte, und trug in der Rechten ein Horn, das alljährlich mit Met gefüllt wurde. Aus gelegentlichen Bemerkungen der christlichen Chronisten kann man schließen, daß die Götter nicht nur den Menschen allmählich ähnlicher dargestellt, sondern auch als lebendig gedacht wurden. Svatovit, so sagte man, durchstreifte bei Nacht die Lande auf einem weißen Rosse, das man dann am Morgen schweißtriefend wiederfand. Noch heute hört man im Volke, daß man auf den Ruf des Kuckucks achten und zählen muß, wie oft er ruft; daraus könne man entnehmen, auf wieviel Lebensjahre man noch zu rechnen habe. In diesem Aberglauben hat sich ein slawischer Mythos erhalten — von Sima, die sich im Frühling in einen Kuckuck zu verwandeln pflegte.

In jedem der Gaue, in welche das Slawenland zerfiel, gab es einen Tempel. Derselbe lag entweder an einem bewohnten Orte oder in einer sonst unbewohnten Befestigung. Das größte Ansehen genossen die Tempel des Svatovit zu Arkona auf Rügen, des Radigast in Rethra, des Zuarasici in der Burg Riede-

gost (die beiden letzteren bei den Redariern); auf dem Boden der Mark waren es die Tempel des Triglav auf dem Harlinger Berge bei Brandenburg und des Serovit auf dem Domberge zu Havelberg. Manche Tempel lagen mitten in einem See, wie der zu Kethra, an dessen Stelle später die Prämonstratenser das Kloster Broda errichteten, andere in einem heiligen Walde, wie der zu Kiedegost. Das Heiligtum war meist ein einfacher Holzbau, der mit einem grell bemalten Dache bedeckt war. Die Bretterwände zeigten oft Verzierungen, die sich auf den Mythos der Gottheit bezogen. Der innere Raum war durch Vorhänge in ein Heiligtum und ein Allerheiligstes geteilt, in dessen Mitte das Götzenbild stand.

Der Gottesdienst bestand in Opfern und Gaben. Jene waren blutige Tier- oder Menschenopfer, wozu vornehmlich Christen ausersehen wurden; zumal der Dienst des Svatovit erforderte alljährlich mindestens ein Menschenleben. Die Gaben, welche man spendete, bestanden in goldenen oder silbernen Gefäßen, Waffen und mancherlei Gerät; auch liebte man es den Göttern Speisen vorzusetzen. Ursprünglich konnte jeder Freie Opfer darbringen, doch bildete sich später aus der Tempeldienerschaft ein besonderer Priesterstand, der allmählich zu großem Ansehen gelangte. Fortan wurde die Gottheit den Blicken des Volkes entzogen, und nur der Priester durfte ihr nahen. Durch freiwillige Gaben oder durch ständige Zehnten wurde der Unterhalt der Priesterschaft bestritten. Sie war bemüht, ihre Bedeutung durch große Festlichkeiten, deren Mittelpunkt die Gottheit war, zu steigern. Alljährlich feierte man solche zu Ehren des Serovit und der Sitwa im Frühling, des Svatovit und Radigast im Herbst. Alsdann fanden in den Tempeln Gelage statt, die durch allerlei Spiele und Gesänge belebt wurden. Manche dieser Feste haben sich in anderer Form noch in christlicher Zeit erhalten, ohne daß das Volk eine Erinnerung an ihre eigentliche Bedeutung behalten haben mag. So hielt man noch lange in Mecklenburg im Mai festliche Umzüge durch

die Saatsfelder, oder in der Lausitz wanderte man des Abends auf einen Berg, zündete oben Fackeln an und kehrte singend heim, indem man meinte, den Tod ausgetrieben zu haben.

Eine wichtige Nebenbeschäftigung der Priester war die Wahrsagekunst, besonders an den Haupttempeln. Um die Zukunft zu ergründen, befolgte man zwei Methoden. Entweder warf man Loose, nämlich drei Stückchen Holz, die auf der einen Seite weiß, auf der andern schwarz bestrichen waren; je nachdem nun eine oder die andere Farbe nach oben kam, schloß man auf Glück oder Unglück. Oder man steckte mehrere Paare von Lanzen gekreuzt in den Boden, in gleichen Abständen voneinander; dann ließ man das heilige Roß des Gottes über jene steigen und schloß, wenn dasselbe mit dem rechten Fuß zuerst hinüberschritt, auf bevorstehendes Glück und umgekehrt. In Stettin legte man 9 Speere, je eine Elle weit voneinander, auf den Boden und führte das heilige Roß dreimal hin und her; berührte dieses mit dem Fuße einen Lanzenschaft, so galt dies für ein günstiges Zeichen. Doch wurden diese Veranstaltungen nur getroffen, wenn man im Zweifel war, ob man einen Krieg anfangen sollte.

Die Einteilung des Slawenlandes in Gaue scheint ebenso sehr einen religiösen als politischen Ursprung gehabt zu haben. Unter den 25 Gauen zwischen Oder und Elbe treten auf märkischem Boden folgende hervor: zwischen Elbe und unterer Havel lag der Gau Liezizi, von der Havel umflossen Zemzizi, nördlich davon an der Dosse Desseri, an der Müritz Murizzi, westlich von diesem bis zur Elde Linagga (Land der Linonen), während südlich an der Havelmündung Nielitize lag. Die Uckermark bildete den Gau Bucri, von dem westlich auf mecklenburgischem Boden das Gebiet der Redarier sich befand. Im Süden vom Gau Liezizi an der Havel lagen Moraceni und Zerbisti (um Zerbst), Plone um Beelitz, nördlich davon an der Havel Hevellun, während das Spreeland um Berlin Sprewa hieß; nordöstlich davon bis zur Oder lag Miaciani. Der größte Teil des

heutigen Regierungsbezirks Frankfurt gehörte zu Pommern, Polen und der Lausitz; die polnische Grenze ging südöstlich von Frankfurt selbst auf das linke Ufer der Oder über.

Kapitel 4. Die Kämpfe zwischen Wenden und Deutschen.

Während Karl d. Gr. die Slawen zwischen Elbe und Oder, nach einer Nachricht sogar bis zur Weichsel tributpflichtig gemacht hatte, änderte sich dies Verhältnis bald. Wohl betrachteten noch die Abodriten und Wilzen Ludwig den Frommen als ihren Oberherrn, und auf der fränkischen Reichsversammlung im Mai 823 erschienen zwei „Könige“ der Wilzen, Milegast und Gealadrag, die Söhne des in einer Schlacht gegen die Abodriten gefallenen Königs Liobi, und baten um Entscheidung in ihrem Streite um die Herrschaft, da Milegast vom Volke entsetzt und sein Bruder auf den Thron erhoben war. Der Kaiser bestätigte den bestehenden Zustand und ließ beide Fürsten den Eid der Treue schwören. Jedoch wenige Jahre später erhoben sich Abodriten und Wilzen wiederholt gegen die fränkische Herrschaft und überfielen im Bunde mit den Sorben die sächsische Mark. Während letztere gezüchtigt wurden, erfahren wir von einer Unterwerfung der Wilzen nichts. Unter Ludwig dem Deutschen sind Abodriten und Wilzen wieder dem Namen nach dem ostfränkischen Reiche unterthan, doch nach seinem Tode fielen die ersteren in Sachsen ein und besiegten im Jahre 880 den Herzog Brun in einer blutigen Schlacht. Als dann die links von der Elbe wohnenden Slawenstämme und vielleicht auch die Wilzen sich gleichfalls erhoben, wurden sie besiegt, aber die Herrschaft der Franken ist auf dem rechten Elbufer wenigstens nicht wiederhergestellt worden, zumal da König Arnulf auf seinem Feldzuge gegen die Slawen nicht vom Glücke begünstigt war.

Nicht die Eroberungslust hat dann König Heinrich I. zur Erneuerung des Slawenkrieges veranlaßt, sondern die un-

aufhörlichen Einfälle der Wenden in die sächsischen Lande. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung scheint er sie in gewisse Schranken gewiesen zu haben, aber erst, nachdem er einen Waffenstillstand mit den Ungarn geschlossen und den Plan gefaßt hatte, sein Heer durch kleinere Kämpfe zur Gegenwehr gegen jenen gefährlichen Feind geschickt zu machen, ging er daran, die slawischen Stämme zu unterwerfen. Nachdem er im sächsischen Lande Burgen angelegt und zu deren Besatzung jeden neunten Mann aus der ländlichen Umgebung ausgewählt hatte, fiel er 928 plötzlich über die Havelder her und eroberte, von der strengen Kälte begünstigt, welche ihm sogar den Bau eines Lagers auf dem Eise der Havel ermöglichte, ihre Stadt Brennaburg, das heutige Brandenburg. Wenn dessen Name auch germanischen Ursprungs zu sein scheint, so war es damals sicher in den Händen der Wenden, die für den Ort die gleichbedeutende Bezeichnung Sgorzelicz (von sgorzal = brennen) gewählt hatten. Heinrich unterwarf noch in demselben Jahre die Daleminzier und unternahm einen Zug nach Böhmen. Der Mönch Widufind von Korvei, der uns dies erzählt, nennt unter den Unterworfenen auch die Wilzen und Redarier. Doch letztere empörten sich bald darauf, überschritten die Elbe, eroberten die Stadt Walsleben in der Altmark und töteten ihre Bewohner. Der König entsandte den Markgrafen Bernhard, welchem die Aufsicht über die Redarier übertragen war, und den Grafen Thietmar von Nordthüringen mit einem Heere, dem auch Reiterei beigegeben war, gegen die Stadt Lenzen, welche in der Briegniß unweit der Elbe gelegen ist. Schon dauerte die Belagerung fünf Tage, da nahte ein Entsatzheer der Wenden, das dem sächsischen Aufgebot am 4. September 929 eine blutige Schlacht lieferte. Ohne die Übermacht der Feinde zu achten, rückten die Sachsen mit wehenden Fahnen aus dem Lager aus; ihnen kam zu statten, daß der Feind an Reiterei ihnen wenigstens nicht überlegen war und daß dessen zahlreiches Fußvolk wegen des in der letzten Nacht gefallenen Regens auf dem durch-

weichten Boden nicht recht vorwärts kam. Trotzdem fand der Markgraf mit seinem Haufen großen Widerstand und mußte Thietmar um Hilfe bitten. Dieser sandte einen Hauptmann mit 50 Beharnischten dem Feinde in die Flanke und richtete selbst so große Verwirrung an, daß der Feind sich zur Flucht wandte. Manche versuchten sich in die feste Stadt Lenzen zu werfen, doch Thietmar verlegte ihnen den Weg, worauf sie sich in den nächsten See stürzten und hier meist ihren Tod fanden. Noch heute erzählt man bei dem Orte Seedorf, daß eine von der Lößnitz gebildete Wasserfläche den Namen „Wennensee“ davon erhalten habe, daß dort ein ganzes Wendenheer ertrunken sei. Wenn auch Widukinds Angabe, daß von den Feinden 200000 gefallen, wenig glaubhaft ist, so war der Sieg der Sachsen doch ein vollständiger. Ihre Erbitterung führte sie dazu, daß sie die gefangenen Feinde dem Tode überlieferten. Am folgenden Morgen rückten sie dann gegen die Stadt vor, die sich sogleich ergab, nachdem man den Bewohnern Schonung ihres Lebens verheißen hatte. Die freie männliche Bevölkerung durfte ohne Waffen die Stadt verlassen, aber Weiber und Kinder nebst den Knechten und dem Goldschatz wurden als Beute für den König mitgenommen.

Im Jahre 932 unternahm der König einen Zug in die Lausitz und belagerte dabei eine Stadt Liubusua, die man wohl mit Unrecht für Lebus an der Oder gehalten hat; andere erklären sie für das noch bestehende Dorf Lebusa zwischen Dahme und Schlieben. Die Einwohner des Ortes, der jedenfalls auf märkischem Boden lag, hatten sich in eine benachbarte Feste zurückgezogen, wurden aber von Heinrich zur Übergabe gezwungen. Die Feste ward zerstört und blieb fortan unbewohnt. Der Geschichtsschreiber Thietmar von Merseburg schildert die Stadt, die er für ein Werk des Julius Cäsar (!) hält, als sehr geräumig, sie hatte zwölf Thore und bot für mehr als zehntausend Menschen Platz. Damals unterwarf Heinrich auch die im Süden der Lausitz wohnenden Milzener. Zum letzten Male

ist er noch 934 gegen die Slawen gezogen und hat die Ukraner in der Uckermark zum Gehorsam gebracht.

Schon Karl d. Gr. hatte zum Schutz Thüringens die for-
bische Mark angelegt, welche sich vom Fichtelgebirge längs der
Saale bis zur Mündung der Havel in die Elbe erstreckte. Sie
wurde von einem Markgrafen, der in Erfurt seinen Sitz hatte,
verwaltet, war aber um 908 vom sächsischen Herzoge Otto dem
Erlauchten eingezogen worden. König Heinrich I. hat dann
Schritte zur Wiederherstellung einer Mark an der Ostgrenze
Thüringens gethan. Er übertrug dem Grafen Bernhard, einem
der Sieger von Lenzen, die Aufsicht über den Stamm der Re-
darien, was sonst zu den Funktionen eines Markgrafen gehörte,
und machte ihn für die Sicherheit von Nordthüringen verant-
wortlich. Ebenso wurde an der Saale dem Grafen Sigfrid eine
Mark anvertraut, welche Südthüringen schützen sollte. Aus
der erstgenannten hat sich später die Nordmark, aus der andern
die Ostmark entwickelt.

Die Regierung Ottos d. Gr. ist für die Geschichte der
Mark Brandenburg von hervorragender Bedeutung. Denn we-
nigstens auf kirchlichem Gebiete sind die Anordnungen, die er
traf, von Bestand gewesen. Als im Jahre 937 Graf Sigfrid
starb, wurde sein Nachfolger in jener hervorragenden Stellung
nicht des Königs Bruder Thankmar, der sich darum beworben
hatte, sondern ein Edelmann aus Nordthüringen, Graf Gero.
Derselbe besaß an der Grenze des Schwaben- und Nordthüringer
Gaues bedeutende Lehen, darunter den heute noch bestehenden
Ort Groß-Msleben, und verwaltete außerdem eine Grafschaft
zwischen Bode und Elbe. Wegen seiner persönlichen Tüchtigkeit
erschien er dem Könige für sein schwieriges neues Amt besonders
geeignet, wie er auch für die Mark an der unteren Elbe aus
demselben Grunde Hermann Billung ausgewählt hatte. Dem
Markgrafen Gero wurden die beiden Grenzgrafen, Christian an
der oberen Elbe im Gau Serimunt und Thietmar, dessen Graf-
schaft nördlich der Ohre lag, unterstellt. Das Vertrauen des

Königs rechtfertigte Gero durch seine Treue in trüben Zeiten, als von Otto die nächsten Verwandten abfielen, durch seine Tapferkeit und Klugheit in den unaufhörlichen Kämpfen gegen die Wenden. Allerdings konnte er bei seinen geringen Mitteln, zumal einem treulosen Gegner gegenüber, nicht immer offen zu Werke gehen, und wir dürfen ihn nicht verdammten, wenn wir ihn den Ränken des Feindes mit gleicher List begegnen sehen. Als die Wenden sich im Jahre 939 empörten und Geros Land verwüsteten, trachteten sie auch danach ihn mit List zu fangen und aus dem Wege zu räumen. Doch er kam ihnen zuvor: er lud 30 ihrer Fürsten zu einem Gastmahle und ließ sie, als sie von Wein trunken waren, überfallen und ermorden. Als es darauf zu einem allgemeinen Aufstande der Wenden kam, vermochte weder Gero, noch der aus Lothringen herbeieilende König den Gegner zu bewältigen. Erst im folgenden Jahre gelang dies, wiederum durch eine List. Seit Jahren befand sich nämlich in der Gefangenschaft der Deutschen ein edler Slawe, Namens Tugumir, welchem die Thronfolge bei dem Stamme der Hevelder zustand. Diesen gewann Gero für sich und veranlaßte ihn zum Verrat an seinem Volke. Er erschien eines Tages in Brandenburg, der Hauptstadt seines Stammes, und gab vor heimlich aus der Gefangenschaft der Deutschen entflohen zu sein. Die Hevelder schenkten ihm Glauben und erkannten ihn als Fürsten an. Nachdem er den letzten Sproß des alten Herrschergeschlechtes, einen seiner Neffen, getödet hatte, übertrug er die Stadt mit ihrem Gebiet der Oberhoheit des deutschen Königs, blieb selbst aber im Besitze der Herrschaft.

Auf ähnliche Weise wurden alle slawischen Völker bis zur Oder unterworfen und zur Zahlung eines Tributs gezwungen. Dieser bestand theils in einem Zehnten, der auf den Wechsel des Besitzes gelegt war, theils in einem Zins, der in Geld oder Naturalien abgetragen wurde. Bei manchen Völkern, denen nicht einmal ein Schein von Selbständigkeit ge-

lassen war, zog der König die Güter der entthronten Fürsten und der heidnischen Tempel ein und belehnte theils damit seine Vassallen, theils stattete er Kirchen aus, die er bald darauf dort gründete. Zum Schutz der Mark an der Elbe war die ganze freie Bevölkerung jener Gegenden verpflichtet. Zwischen Elbe und Oder gab es damals nur sehr wenige deutsche Ansiedelungen inmitten der zahlreichen slawischen Bevölkerung; um diese in Abhängigkeit zu erhalten, legte man Kastele oder Burgwarde an, deren Besatzung aus Kriegern bestand, während der Oberbefehl in jedem Kastele einem Burggrafen übertragen wurde. Diese Burgwarde bildeten auch die politischen Mittelpunkte des Wendenlandes, nach ihnen war dasselbe eingetheilt wie ehemals nach Tempelbezirken. Geros Mark wurde durch den Anfall der bisher dem Grafen Thietmar unterstellten Gaue vergrößert, und seit 945 führte er den Titel Herzog.

Das Christentum fand bei den Wenden nur allmählich Eingang. Um das Werk der Bekehrung zu fördern, gründete Otto I. im Jahre 946 für die Slawen, welche zur Mark Hermanns gehörten, das Bistum Oldenburg (in Holstein), für die in Geros Mark das Bistum Havelberg und dehnte dessen Sprengel bis zur Ostsee aus. Der Bischof erhielt die Hälfte von Burg und Stadt Havelberg und mehrere Festen und Dörfer in der Nähe; zu seinem Unterhalte mußten die slawischen Gaue Zehnten aufbringen. Drei Jahre später stiftete Otto für die Slawen im Gebiete der Havel und Spree bis zur Oder das Bistum Brandenburg und stattete es mit der nördlichen Hälfte der Feste Brandenburg nebst Umgebung und den Burgen Prikerbe und Ziesar aus. Noch an manchen anderen Stellen wurden Kirchen gegründet, und viele Slawen traten durch Empfang der Taufe wenigstens äußerlich zum Christentum über. Doch schon 954 geriet die Bekehrung der Wenden ins Stocken. Als damals Unruhen im deutschen Reiche ausbrachen und die Ungarn in Bayern einfielen, empörten sich zunächst die Ukrer und vertrieben die unter ihnen weilenden Geistlichen. Allerdings wurden sie

von Gero und Herzog Konrad, der einen neulichen Abfall vom Könige gutmachen wollte, bald unterworfen, aber als die Ungarn 955 den Einfall erneuerten, brach ein allgemeiner Aufstand der Wenden aus. Sie waren durch zwei unzufriedene sächsische Große, die Brüder Wichmann und Ekbert, dazu aufgestachelt worden. Der Aufruhr richtete sich zunächst gegen den Markgrafen Hermann. Dieser trieb zwar zunächst die Empörer über die Elbe zurück, als er aber die Burg, in welche sie sich geworfen hatten, nicht erobern konnte, ergossen sich die Scharen der Wenden über das sächsische Land. Ein Haufe Sachsen wurde von ihnen in einer Burg belagert und erhielt durch Vertrag die Zusicherung freien Abzugs, wurde aber, als die Thore der Burg geöffnet waren, niedergemetzelt. Für diesen Verrat konnte man nicht sofort Rache nehmen, da der König und Markgraf Gero nach Süddeutschland gegen die Ungarn gezogen waren. Nun empörten sich auch die Slawen in Geros Mark und besiegten den Grafen Thiadrich, welcher zum Schutz derselben zurückgeblieben war. Im Herbst kehrte der König zurück, durchzog mit einem Heere das Slawenland bis zur Recknitz (in Mecklenburg), sah sich aber hier plötzlich von mehreren Scharen der Slawen umzingelt. Vergebens suchte er sich durch Unterhandlung der Gefahr zu entziehen, endlich entschloß er sich zum Angriff gegen die Übermacht und errang mit Geros Hilfe einen blutigen, aber entscheidenden Sieg. Wichmann und Ekbert entflohen, der Wendenfürst Stoines war in der Schlacht gefallen, doch dauerte es noch mehrere Jahre, ehe die Wenden, gegen die der König mehrmals selbst zu Felde zog, Unterwerfung gelobten. Das Christentum wurde nunmehr unter ihnen wiederhergestellt, Kirchen und Klöster errichtet und das Land nach deutscher Art in Gane geteilt. Nachdem Gero noch 963 einen Aufstand der Lufizer gedämpft und selbst den Polenkönig zur Unterwerfung gezwungen hatte, legte er das Kriegsgewand ab und trat eine Pilgerfahrt nach Rom an. Als er 965 starb, wurde ihm ein Grab in dem von ihm gestifteten Kloster Gernrode am Harz bereitet.

Nach Geros Tode erhielt Markgraf Thiadrich den nördlichen Teil von dessen Mark, die sogenannte Nord- oder Altmark. Der mittlere Teil wurde als Ostmark oder Mark Lausitz zwiefach geteilt, und der südliche Teil, die spätere Mark Meissen, zerfiel sogar in drei kleinere Marken. Des Königs Sohn Wilhelm, Erzbischof von Mainz, und der Bischof Bernhard von Halberstadt hatten immer der Errichtung eines Erzstiftes für den slawischen Osten widerstrebt. Erst nach ihrem Tode konnte es deshalb Otto unternehmen, das Erzbistum Magdeburg zu stiften. Zum ersten Erzbischof wurde 968 Adalbert, der Abt des Klosters Weisenburg im Speiergau, erhoben, ein Mann, der mit der slawischen Sprache besonders vertraut war. Die schon bestehenden Bistümer Brandenburg, Havelberg und Meissen wurden der neuen Erzdiözese zu gewiesen, ebenso die neuerrichteten zu Zeitz und Merseburg. Als Kathedrale wurde die Kirche des h. Mauritius in Magdeburg erwählt, und die Benediktiner, welche bisher hier gewohnt hatten, wanderten nach dem Kloster des h. Johannes vor der Stadt, das dann später als Kloster Bergen großen Ruf erlangt hat.

Doch die Unterwerfung der Wenden in der Mark und überhaupt auf dem rechten Elbufer hatte keinen Bestand. Sie benutzten die Abwesenheit des Kaisers Otto II. in Italien und empörten sich 983, weil ihnen des Markgrafen oder, wie er auch genannt wird, Herzogs Thiadrich Übermut zu drückend erschien. Wir finden eine Schilderung dieses Aufstandes bei Thietmar von Merseburg: Danach überfielen die Empörer am 29. Juni Havelberg, mehleten die Besatzung nieder und zerstörten die Kirche. Verstärkt durch andere Haufen rückten sie vor Brandenburg. Hier war Bischof Volkmar noch rechtzeitig entflohen, auch die Besatzung rettete sich während des Kampfes, aber die zurückbleibende Geistlichkeit fiel in die Gefangenschaft des Feindes und ging damit einem schrecklichen Schicksal entgegen. Denn die Wut der Wenden war so groß, daß sie die Leiche des jüngst verstorbenen Bischofs Dodilo aus dem Sarge rissen und ihres Schmuckes beraubten. — Wenn die Sage erzählt, daß dieser Dodilo bei einem

früheren Überfall des Ortes durch die Wenden seinen Tod gefunden habe, indem er in seinem Versteck zwischen der Sakristei und dem Dach infolge des Bellens seines Hundes von den Verfolgern aufgefunden und durch eine Öffnung hinuntergestürzt sei, so steht dem die besser beglaubigte Überlieferung gegenüber, daß er von seinen eigenen Leuten erwürgt wurde. — Hier und sonst in der Mark wurde nun der Götzendienst wiederhergestellt. Auch die Abodriten erhoben sich unter ihrem Herzoge Mistui, plünderten das Kloster des h. Laurentius in Kalbe an der Milde und legten Hamburg in Asche. Alle Städte und Dörfer bis zur Tanger sollen damals in Flammen aufgegangen sein. Erst spät sammelte sich ein Heer unter Thiadrich, zu welchem die Markgrafen von Meißen und der Lausitz, der Graf Sigfrid von Walbeck (Vater des Chronisten Thietmar), der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt mit ihrem Heerbann stießen. Sie erfochten einen Sieg, doch entkam der Rest der Wenden unter dem Dunkel der Nacht.

Das Land jenseits der Elbe blieb verloren, und man war froh, die Elbgrenze halten zu können. Die Nordmark bestand dem Namen nach weiter, war aber meist auf das linke Elbufer beschränkt; sie wurde nach Thiadrichs Tode von der Kaiserin Theophano dem Grafen Lothar von Walbeck übertragen. Es folgt nun eine Zeit fast ununterbrochener Kämpfe mit den Slawen, die durch jenen ersten Erfolg neue Siegeszuversicht erhalten hatten. So wurden von 991—996 alljährlich Heereszüge gegen die Liutizen unternommen und dabei Brandenburg wieder erobert, doch war dieser Besitz nicht von Dauer. An die Spitze der Stadt trat damals ein deutscher Flüchtling, Graf Rizo, der die Liutizen dann wieder an den König verriet und die deutsche Oberhoheit anerkannte. Als auch er durch Verrat den Tod gefunden hatte, kam es vorläufig zu einem Frieden mit den Liutizen, die sich in ihrer Freiheit behaupteten.

Unter Kaiser Heinrich II. änderte sich das Verhältnis der Deutschen zu ihren wendischen Nachbarn. Die Notwendigkeit,

dem mächtigen Boleslaw Chrobry entgegenzutreten, der Böhmen mit Polen vereinigt hatte, veranlaßte den Kaiser mit den heidnischen Liutizen gemeinschaftliche Sache zu machen, als er 1017 einen Zug nach Schlesien unternahm. An dem allerdings für Heinrich unglücklichen Feldzuge nahmen sie zunächst thätigen Anteil, kehrten jedoch nach einer geringfügigen Niederlage in die Heimat zurück, besonders weil sie sich durch einen Knappen des Markgrafen Hermann beleidigt wähnten. Dieser hatte nämlich mit einem Steinwurf das Bild ihrer Göttin, das auf einer Fahne prangte, durchbohrt, wofür der Kaiser später eine Geldentschädigung bewilligte. Als die Liutizen auf ihrem Rückzuge bei Wurzen über die ausgetretene Mulde setzten, verloren sie ein zweites Bild der Göttin und 50 der Ihrigen, die im Flusse ertranken. Auch dies sahen sie als eine böse Vorbedeutung an und planten selbst den Krieg gegen ihre bisherigen Bundesgenossen, bis es den Vorstellungen ihrer Häuptlinge gelang, den Treubruch zu verhüten.

Indessen erhielt sich die alte Abneigung zwischen den Liutizen und Sachsen; sie artete 1032 zu offener Feindseligkeit aus, und nur dem persönlichen Erscheinen Kaiser Konrads II. in Werben war die Erhaltung des Friedens zu danken. Doch im folgenden Jahre erschlugen die Liutizen den Grafen Liudger nebst vielen deutschen Rittern. Als sie der Kaiser zur Rechenschaft zog, veranlaßten sie, wie Konrads Biograph Wipo erzählt, zum Beweise, daß die Sachsen Schuld an dem Friedensbruch trügen, einen Zweikampf, der auch bewilligt wurde, aber mit dem Siege des Slawen endete. Dadurch entstand bei den Heiden solcher Übermut, daß sie sofort über die Christen hergefallen wären, wenn es nicht der Kaiser verhindert hätte. Bevor dieser das Sachsenland verließ, befestigte er noch die Burg Werben. Doch die Liutizen eroberten sie 1035 mit List, und nun war der Krieg mit ihnen nicht mehr zu vermeiden. Konrad überschritt mit einem Heere die Elbe, schlug den Feind, verwüstete das Land weit und breit und nahm an den Liutizen blutige Rache, weil

sie Christi Bild verspottet hatten. Sie wurden dann zur Zahlung eines Tributs verpflichtet und verhielten sich längere Zeit, abgesehen von einer fruchtlosen Empörung gegen Heinrich III., ruhig.

Um 1056 kam es dann unter den einzelnen Völkerschaften der Liutizen zu einem Streite. Es hatten nämlich die Redarier die Anerkennung ihrer Oberherrschaft von den übrigen Stammesgenossen verlangt; dem hatten sich die Circipaner zunächst mit Erfolg widersetzt, waren aber schließlich doch erlegen, weil ihre Gegner bei den Dänen, Sachsen und Abodriten nachdrückliche Unterstützung fanden. Damals gewannen die Abodriten, bei denen das Christentum schon Eingang gefunden hatte, eine führende Stellung unter den Slawen, und auch die Liutizen mußten sich ihrem mächtigen Einflusse beugen. Heinrich IV. ließen seine Kämpfe mit den Sachsen, sein Streit mit dem Papste keine Zeit, die Befehrung der Wenden wieder aufzunehmen. Er hätte es sogar gern gesehen, wenn die Liutizen im Kampfe gegen Sachsen für ihn Partei genommen hätten, und forderte sie 1073 zur Hilfsleistung auf. Aber jene waren mit inneren Zwistigkeiten so beschäftigt, daß sie die Beteiligung am Kriege ablehnen mußten, und als wenige Jahre später der König sie nochmals herbeirief, kamen ihnen die Sachsen durch einen glücklichen Einfall in das Wendenland zuvor.

Auch in den folgenden Jahrzehnten dauerte der Grenzkrieg gegen die Liutizen fort. Von der Gründung Otto's d. Gr. war damals kaum noch eine Spur übrig. Es gab wohl noch Markgrafen von der Nordmark, seit 1056 aus dem Geschlecht der Grafen von Stade, aber klein war ihr Land und gering ihre Macht. Bischöfe von Brandenburg und Havelberg gab es nur dem Namen nach; sie lebten fern von ihren Sprengeln, in denen das Christentum erloschen war.

Kapitel 5. Die Mark unter der Herrschaft der Askanier.

Zu Anfang des 12. Jahrhunderts hatte Graf Otto von Ballenstedt ein beträchtliches Gebiet in seiner Hand vereinigt; er besaß große Güter im alten Schwabengau, im Harz, an der Saale und in den slawischen Gegenden an der Mulde. Auch gegen die Wenden hatte er seine Tapferkeit bewährt und 1115 bei Röhren eine große Schar Liutizen durch einen Überfall vernichtet. Aus seiner Ehe mit Gilecke, der Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, war ihm ein Sohn Albrecht geboren, den die Geschichte durch den Beinamen des Bären geehrt hat. Nach dem Tode des Vaters wurde er 1123 zu Eilenburg von dem Herzoge Lothar von Sachsen, dem er treue Dienste geleistet hatte, mit der Ostmark belehnt. Dieselbe hatte aber Kaiser Heinrich V. samt der Lausitz dem Grafen Wiprecht von Groitzsch verliehen, und Albrecht mußte sich erst durch eine glückliche Fehde mit dessen Sohn Heinrich den Besitz jenes Lehens erkämpfen. Die Erhebung Lothars auf den deutschen Königsthron kam Albrecht zu statten, der auch ferner in seinem Dienste thätig war. So begleitete er den König 1126 auf seinem Feldzuge nach Böhmen, wo er nach tapferer Gegenwehr mit vielen andern bei Kulm gefangen wurde. Kaum hatte er die Freiheit erlangt, da bot sich ihm eine Aussicht zu fernerer Machterweiterung. Mit Heinrich II. erlosch nämlich 1128 das Geschlecht der Grafen von Stade im Mannsstamm, und Albrecht erhob als Schwager des Verstorbenen Ansprüche auf die nun erledigte Nordmark. Als der König diese an Udo von Freckleben, einen Vetter Heinrichs, verlieh, wollte sich Albrecht nicht fügen. Er überfiel die bei Wolmirstedt liegende Hildagesburg, welche Udo gehörte, und verbrannte sie. Ein Angriff auf eine andere Burg bei Wegeleben wurde rechtzeitig vereitelt, aber es kam am 15. März 1130 zu einem Gefecht bei Mchersleben, in welchem Udo fiel. Der König übertrug nun die Nordmark an den Grafen

Konrad von Plöbke und nahm Albrecht auch die Ostmark, die Heinrich von Groitsch erhielt. Obwohl Albrecht hiermit einen neuen Beweis von der Ungnade des Königs erhalten hatte, wankte er nicht in seiner Treue, sondern begleitete jenen auf seinem Römerzuge nach Italien und wurde schließlich nach dem Tode seines Nebenbuhlers Konrad doch mit der Nordmark belohnt. Die feierliche Übertragung dieses Landes erfolgte 1134 zu Halberstadt.

Die Nordmark umfaßte damals trotz der glücklichen Kämpfe des Markgrafen Udo gegen die Liutizen nur ein kleines Gebiet auf beiden Seiten der Elbe, nämlich außer dem gegen die Slawen behaupteten Lande auf dem linken Elbufer einen schmalen Strich zwischen Elbe und Havel, der etwa bis zum Plaueschen Kanal reichte. Es war für Albrecht vorteilhaft, daß kurz vorher der König der Abodriten Heinrich gestorben war und die Herrschaft im Lande an der Havel und Spree, die er besessen hatte, einheimischen Fürsten zufiel. Das Gebiet von Havelberg kam an die Söhne des Häuptlings Wirikind, Brandenburg an den Fürsten Pribislaw oder, wie ihn die Deutschen nach seiner Taufe nannten, Heinrich. Nachdem Albrecht im Winter 1136—37 die Priegnitz bis zum Rhin erobert hatte, trat er zu Pribislaw, der mit seiner Gattin Petrußsa zum Christentum übergetreten war, in freundschaftliche Beziehungen. Da der Slawenfürst kinderlos war, bestimmte er Albrecht zu seinem Erben und brachte ihm die ganze Zauche (bei Belzig) zum Geschenk dar, als er seinen Sohn Otto aus der Taufe hob. So erzählen wenigstens nach einer verlorenen märkischen Quelle der Böhme Pulkawa und die sächsische Fürstengeschichte, die einer späteren Zeit angehören; doch hat ihre Glaubwürdigkeit durch den jüngst erfolgten Münzfund von Michendorf bei Potsdam eine neue Stütze gewonnen.

Das Christentum hatte inzwischen auf dem rechten Elbufer wieder Wurzel geschlagen, Dank der Missionsthätigkeit des Erzbischofs Norbert von Magdeburg. Von den märkischen Bischöfen weilte Anselm von Havelberg wohl meist am Hofe des Kaisers

oder in Rom, aber Wigger, der 1138 auf den bischöflichen Stuhl von Brandenburg erhoben wurde, schlug seinen Sitz wenigstens in Leitzkau auf, wo seit 1114 eine christliche Kirche bestand. Wie großen Wert Albrecht der Bär auf die Ausbreitung des Christentums im Slawenlande legte, zeigt auch die Unterstützung, die er Otto von Bamberg, dem Apostel der Pommeren, angedeihen ließ. Auf des Markgrafen Verwendung verlieh diesem der Kaiser den Tribut von fünf wendischen Gauen an der Peene, von denen vier zur Nordmark gehörten. Doch die um jene Zeit im Reich ausbrechenden Wirren ließen Albrecht keine Zeit zu friedlicher Thätigkeit. Bald stand seine ganze Existenz auf dem Spiele.

Als der Kaiser dem Herzoge Heinrich dem Stolzen von Bayern auch das Herzogtum Sachsen übertrug, fühlte sich der Markgraf zurückgesetzt, weil er als Nachkomme der Billunger auf dieses Land bessere Rechte zu haben glaubte. Deshalb wußte er die Versammlung der sächsischen Fürsten, welche die Kaiserin Richenza nach Lothars Tode nach Quedlinburg berief, um Heinrich die Nachfolge in Sachsen zu sichern, durch die Einnahme dieses Platzes zu verhindern. Aus demselben Grunde schloß er sich auch dem Hohenstaufen Konrad an, der damals auf Betreiben des Erzbischofs von Trier zum deutschen Könige erhoben wurde, und leistete ihm zu Bernburg die Huldigung. Der Ungehorsam Heinrichs des Stolzen führte dann auf einem Reichstage zu Würzburg dessen Achtung herbei, und zu seinem Nachfolger in Sachsen ward Albrecht ausersehen. Doch die Kaiserin-Witwe ruhete nicht, sie hezte die sächsischen Fürsten gegen den ihnen ohne ihre Einwilligung aufgedrungenen Herzog auf, und die mächtigsten derselben, der Markgraf von Meißen, der Pfalzgraf von Sachsen, der Graf von Stade u. a. sammelten ein Heer. Aber Albrecht kam ihnen zuvor, überfiel sie bei einem Orte Mimirberg und trieb ihre Scharen auseinander. Dann drang er in Heinrichs sächsische Lande ein, setzte den Grafen Adolf von Holstein ab und belehnte mit dieser Grafschaft den

Ritter Heinrich von Badwide. Seine Abwesenheit benutzten Albrechts Feinde dazu, seine Eigengüter zu besetzen; sie verbrannten sogar die Feste Bernburg, auf der seine Mutter Cilecte Hof hielt. Als dann der König Heinrich dem Stolzen auch Bayern nahm, wuchs die Erbitterung der welfischen Partei, und Heinrich rüstete sich zum Verzweiflungskampfe. Er erschien unerwartet in Sachsen, so daß der König Quedlinburg verlassen mußte, ohne den dorthin berufenen Reichstag abzuhalten, eroberte mit ungeahnter Schnelligkeit die Burgen der Anhänger Albrechts, vertrieb Heinrich von Badwide und zerstörte auch Albrechts feste Plätze. Dieser mußte aus Sachsen fliehen und suchte beim Könige in Franken eine Zuflucht. Konrad gab nach, er schloß mit den Sachsen Frieden und verschob die Ordnung der sächsischen Verhältnisse auf einen späteren Reichstag. Auch durch den frühen Tod Heinrichs des Stolzen wurde die Lage Albrechts nicht gebessert. Unaufhaltsam drangen die Sachsen in seine Erblande ein und brachen seine letzten Festen, auch die Stammburg Anhalt im Salkethal. Als Herzog wurde dann des stolzen Heinrich Sohn, Heinrich der Löwe, vom Könige anerkannt, und der Nordmark bemächtigte sich der Graf Rudolf von Stade. Ein geringer Ersatz für den Verlust all dieser Länder war für Albrecht der Gewinn der Grafschaften Weimar und Orlamünde aus der Erbschaft des Pfalzgrafen Wilhelm. Um wenigstens seine Erblande und die Nordmark zu retten, entschloß sich Albrecht 1142 auf den Rat des Erzbischofs Markulf von Mainz zur Nachgiebigkeit. Er legte den Herzogstitel ab und begann Unterhandlungen mit den Sachsen, die auf einem Tage zu Frankfurt a. M. zu folgendem Vertrage führten: Während Heinrich der Löwe Sachsen behielt, wurde Albrecht in den Besitz seiner Ergüter und der Nordmark gesetzt. Bayern wenigstens verblieb der staufischen Partei, indem Heinrich von Österreich, des Königs Bruder, die Hand der Witwe Heinrichs des Stolzen und zugleich jenes Herzogtum erhielt. Albrechts Schützling in Holstein wurde für den Verlust dieser Grafschaft durch ein

Gebiet an der Niederelbe, das spätere Herzogtum Lauenburg, entschädigt.

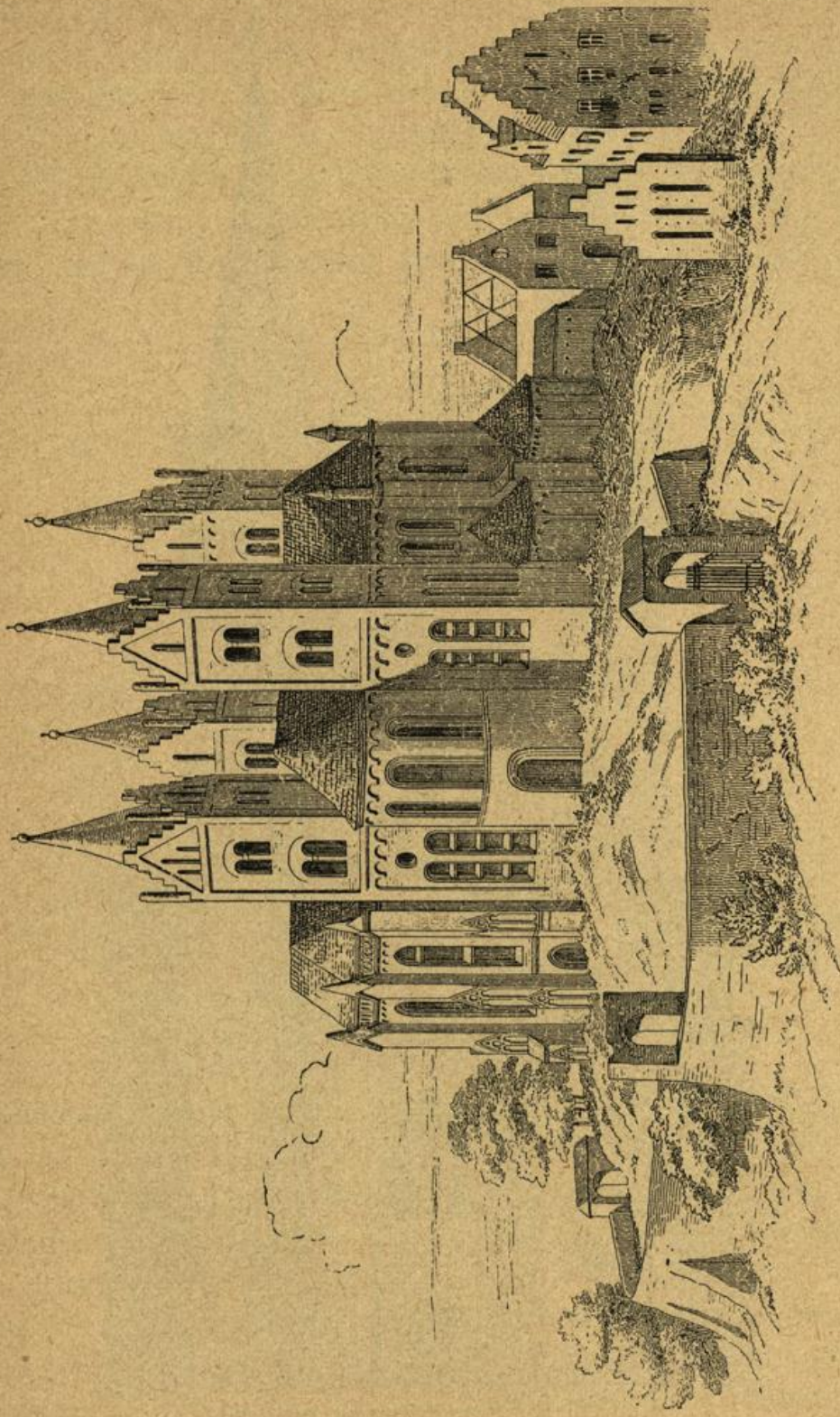
So schwer auch Albrecht damals diese Wendung der Dinge empfunden haben mag, sie war für die Mark ein Glück; denn diese wurde nun aus der drohenden Vereinigung mit Sachsen gelöst, die für ihre Selbständigkeit verhängnisvoll geworden wäre. Der Markgraf nahm nun das unterbrochene Werk der Bekehrung wieder auf. Damals entstand ein Kloster der Prämonstratenser zu Zerichow in der Altmark, wozu Mönche aus dem Kloster Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg entnommen wurden; Bischof Anselm, der nun seinen Sitz in Havelberg aufschlug, erhielt die Leitung, der Markgraf die Vogtei über das Kloster. Nach den Anschauungen der Zeit sollte auch Gewalt das Bekehrungswerk fördern. Während der König seinen Kreuzzug nach dem Orient unternahm, entschlossen sich die sächsischen Großen zu einer Kreuzfahrt in das Wendenland. Dabei zog Heinrich der Löwe gegen die Abodriten, Albrecht aber sammelte mit dem Erzbischof von Magdeburg, den Bischöfen von Halberstadt und Brandenburg und vielen Fürsten bei Magdeburg ein Heer von 60 000 Mann, das noch durch polnische Scharen verstärkt wurde. Man überschritt die Elbe und zog über Havelberg gegen Malchow am Müritzsee, wo man einen Göztempel zerstörte. Die Wenden flohen in das Dickicht ihrer Wälder, nur die feste Stadt Demmin mußte man belagern. Nachdem die Liutizen Gehorsam versprochen hatten, zog das Kreuzheer nach Pommern, wo der Herzog Ratibor das Christentum zu befördern gelobte. Nach wenigen Wochen war der Feldzug beendet. Für Albrecht war es ein wertvoller Gewinn, daß er dabei zu Polen in freundschaftliche Beziehungen trat, wie er denn auch damals seinen ältesten Sohn Otto mit der polnischen Prinzessin Judith verlobte.

Der Tod Pribislaws von Brandenburg, welcher, wie jetzt feststeht, im Jahre 1150 erfolgte, führte zu einer erheblichen Erweiterung der Mark. Es wird berichtet, daß die Witwe des

Verstorbenen den Leichnam drei Tage lang verberg, um zu verhindern, daß sich die heidnischen Wenden der Herrschaft in Brandenburg bemächtigten. Zugleich forderte sie Albrecht auf, die erledigte Herrschaft daselbst anzutreten. Dieser besetzte den Ort und führte fortan den Titel eines Markgrafen von Brandenburg, den er schon vor einigen Jahren angenommen hatte, mit Recht. Brandenburg war damals schon eine christliche Stadt; Pribislaw hatte eine Marienkirche auf dem Harlunger Berge erbaut (s. Fig. 45) und aus dem Kloster Leitzkau Kanoniker vom Orden der Prämonstratenser im Dorfe Parduin, das an der Stelle der späteren Altstadt Brandenburg lag, angesiedelt. Auch die Kirche des h. Godehard wurde bald darauf dort gebaut, doch blieb Bischof Wigger einstweilen noch in Leitzkau, und erst sein Nachfolger Wilmar schlug 1165 in der Godehardskirche seinen Sitz auf. Derselbe hat 1161 die Prämonstratenser nach der Dominsel hinübergeführt. Unverzüglich wurde nun der Grundstein zu einem neuen Gotteshause der Kirche des h. Petrus gelegt, und so entstand der älteste Teil des Doms von Brandenburg, der in den folgenden Jahrhunderten wiederholte Umbauten erlebte. Auch Anselm von Havelberg bemühte sich in seinem Sprengel das Christentum auszubreiten und Ansiedler auf die Güter seines Stiftes zu ziehen.

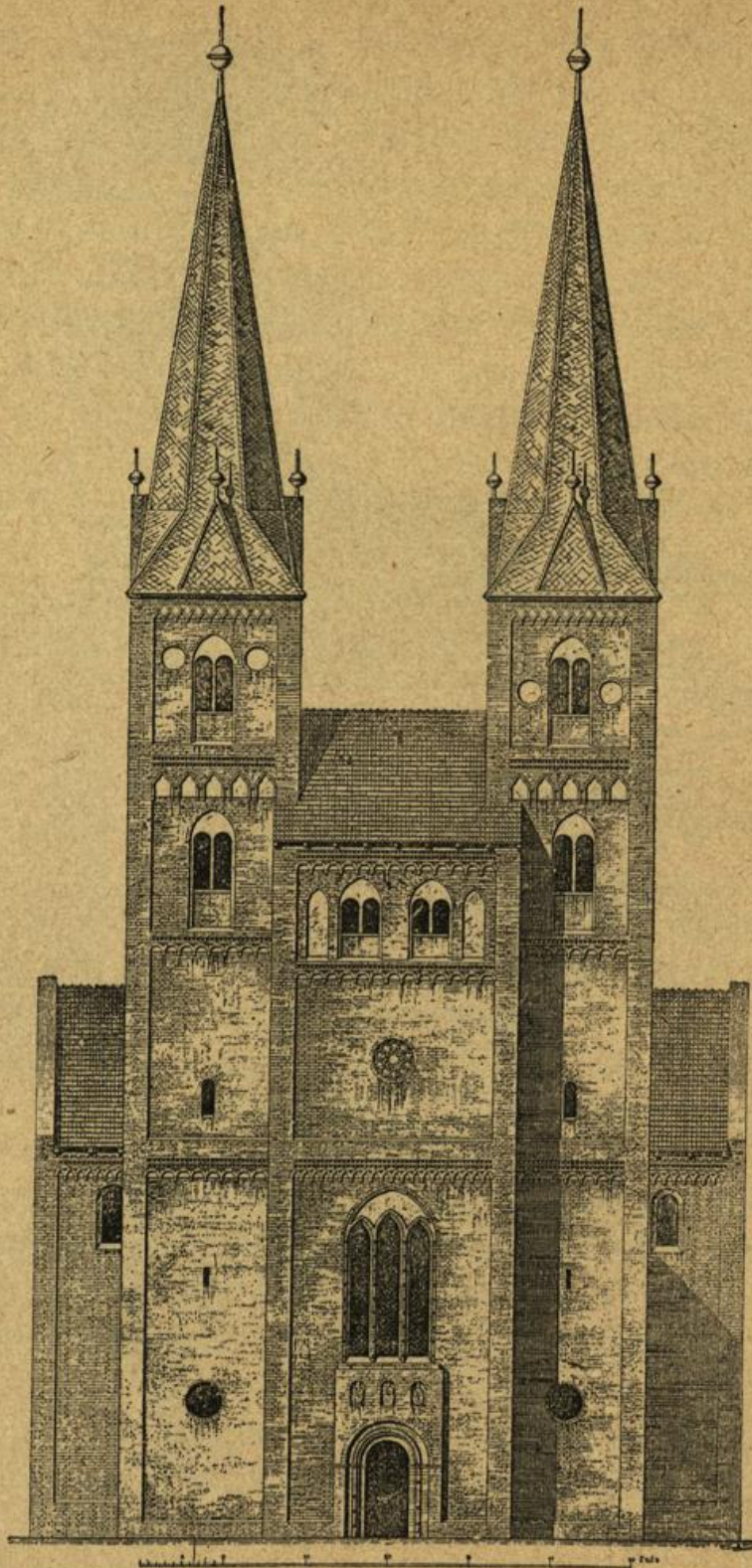
Wohl schon damals begann Albrecht eine kolonizatorische Thätigkeit in umfassender Weise. Der Geschichtschreiber der Slawen Helmold berichtet nämlich, daß der Markgraf nach der Unterwerfung mehrerer wendischer Völkerschaften an der Havel und Elbe (also nach Pribislaws Tode) Abgeordnete nach Utrecht und dem Niederrhein gesandt habe, um von dort und den Nordseeländern Einwanderer herbeizuholen. Diese habe jener in den Städten der Slawen angesiedelt, wodurch sich die Bistümer Havelberg und Brandenburg sehr gehoben hätten. Zu derselben Zeit hätten die Holländer auch begonnen, das linke Elbufer zu bewohnen, und zwar wäre ihnen alles Sumpf- und Ackerland des Balsamer und Marsciner Landes mit vielen Städten und

Fig. 45.



Die ehemalige Marienkirche zu Brandenburg (13. Jahrh.). Aus Hler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

Fig. 46.



Klosterkirche zu Jerichow (Westfront, 13. Jahrh.).
Aus Adler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

Flecken von der Stadt Salzwedel an bis zum Böhmerwalde zugefallen. Hier hätten ursprünglich die Sachsen, dann die Slawen gewohnt, bis diese Gebiete von Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären unterworfen wären.

Die Richtigkeit dieser Überlieferung bestätigt im allgemeinen eine Untersuchung der Kirchenbauten in der Altmark. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts tritt nämlich an die Stelle des

Fig. 47.



St. Nikolauskirche in Brandenburg.
Aus Adler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

Feldsteinbaues, für welchen die Kirchen St. Maria zu Salzwedel, St. Jakob zu Stendal, St. Georg zu Arneburg und selbst die Godehardskirche in Brandenburg als Beispiele dienen, ganz unvermittelt der Backsteinbau, der aus den Niederlanden eingeführt ist. Denn die ältesten märkischen Backsteinbauten wie die stattliche Klosterkirche von Jerichow (1159 vollendet, s. Fig. 46), die Klosterkirche von Diesdorf bei Salzwedel (1161 geweiht) zeigen denselben Rundbogenstil wie die Kirchen von St. Nikolaus und

St. Peter in Utrecht und St. Salvator in Brügge. Ja, das Format der verwerteten Backsteine ist ebenso klein, wie das bei vielen holländischen Kirchenbauten übliche. Dieser Periode gehören noch an die nach 1160 erbaute Westfront der Ordenskirche zu Werben, die Kirche St. Martin bei Osterburg, ferner auf dem rechten Elb-

Fig. 48.

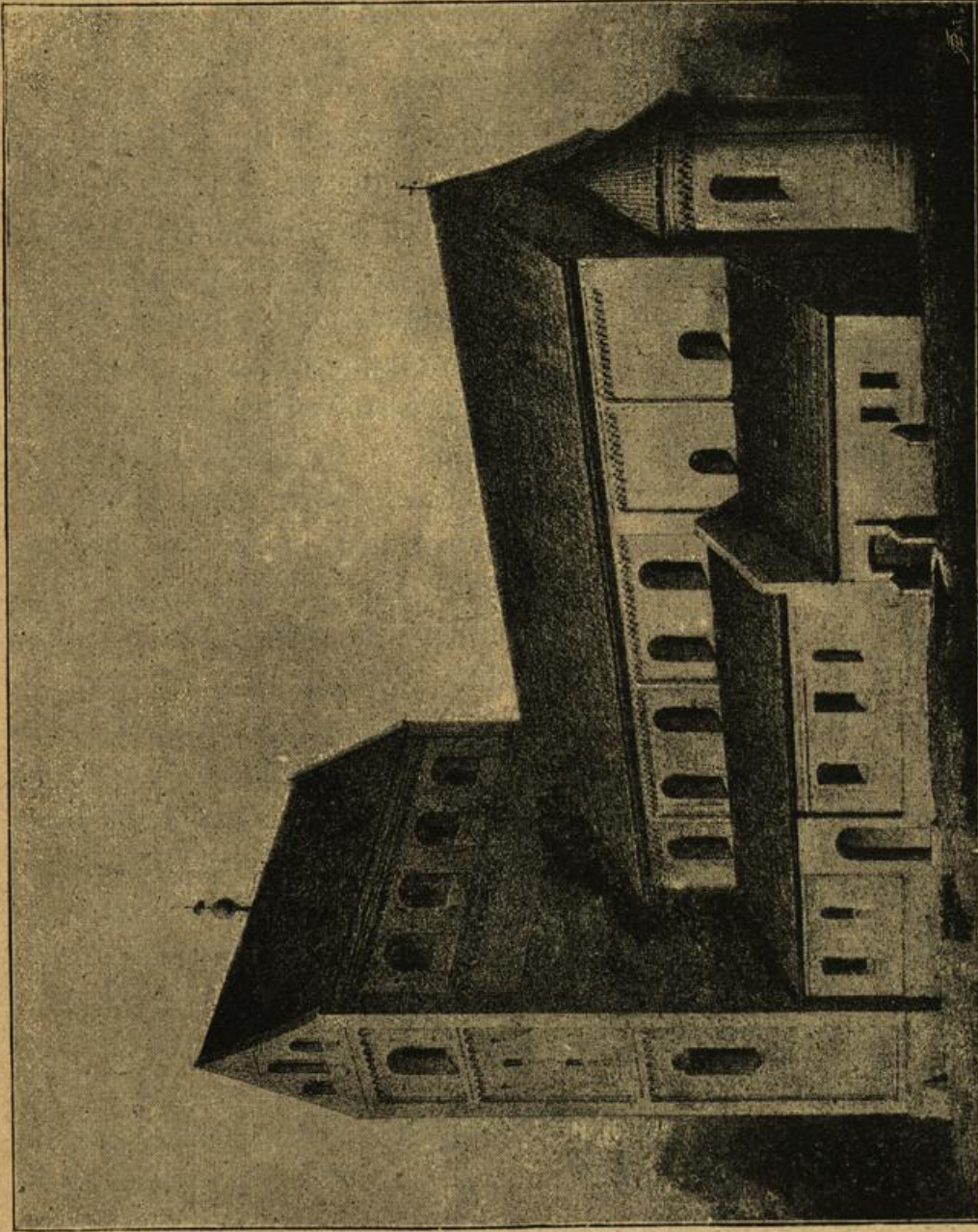


Kirche von Pechüle bei Züterbog (12. Jahrh.).
Aus Bergau, Bau- und Kunst-Denkmäler Brandenburgs.

ufer die Stadtkirchen von Jerichow und Sandow, die St. Nikolauskirche des untergegangenen Dorfes Luckeberg vor der Altstadt Brandenburg (s. Fig. 47), die Kirche in der Vorstadt Damme vor Züterbog und zahlreiche Dorfkirchen auf beiden Ufern der Elbe (s. Fig. 48 u. 49). Adler, dem wir diese wertvollen Ergebnisse verdanken, setzt den Beginn der holländischen Einwande-

zung mit Recht schon in die auf Brandenburgs Erwerbung folgenden Jahre; allerdings nimmt er irrtümlich für letztere das

Fig. 49.



Pfarrkirche zu Schönhäusen (um 1212). Aus Abler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

Jahr 1143 an. Durch diese Einwanderung wurde das deutsche Element in der Mark erheblich vermehrt und ein freier deutscher

Bauernstand geschaffen. Die Deutschen hatten bei neuen Ansiedelungen zwei Arten der Ackertheilung: entweder theilten sie die Dorfflur in Streifen, deren je einer dem Hofe als Ackerland zugewiesen wurde, an welchen er grenzte — man nannte solche Hufen Königs- oder Waldhufe, sie waren doppelt so groß als die gewöhnliche Hufe, etwa 130—150 Magdeburger Morgen — oder man legte die Ackerlose nach der Weise der Niederländer an, indem man parallele und sehr schmale Streifen Landes von 720 Ruthen Länge und 30 Ruthen Breite bildete. Letztere Hufe, die der Königs- oder Waldhufe an Fläche ziemlich gleich war und die flämische Hagenhufe genannt wurde, kommt in den Dörfern der Altmark sehr häufig vor und ist ein neuer Beweis für die Einwanderung niederländischer Kolonisten.

Auch die Anfänge zu einer Verschmelzung der beiden Nationalitäten wurden gemacht; aus den Burgen zogen die Burgmannen auf das platte Land und traten in Verbindung mit der einheimischen Bevölkerung. Der slawische Adel söhnte sich vielfach mit den neuen Verhältnissen aus. An städtischen Ansiedelungen bestehen zu Albrechts Zeit außer Brandenburg Werben, Arneburg, Tangermünde, Osterburg, Salzwedel und Stendal, welchem der Markgraf Stadtrecht verlieh. Die Sage erzählt, daß auch Bernau von ihm angelegt sei. Es habe nämlich damals an der Ecke der Brauerstraße im Mittelpunkte der jetzigen Stadt ein vereinzeltcs Wirtshaus gestanden; vor demselben habe einst Albrecht angehalten und einen Trunk verlangt. Dieser habe ihm so geschmeckt, daß er an derselben Stelle eine Stadt zu bauen beschloß, in welcher er die Einwohner aus drei Nachbardörfern ansiedelte.

In seiner segensreichen Thätigkeit ließ sich Albrecht durch mancherlei äußere Händel nicht behindern. Wegen der Erbschaft der Grafen von Plöckke und Winzenburg geriet er um 1152 in einen Streit mit Heinrich dem Löwen, der jedoch von König Friedrich I. so geschlichtet wurde, daß Albrecht die Plöckeschen Güter (bei Bernburg), sein Gegner Winzenburg erhielt.

Dagegen mußte der Markgraf infolge des polnischen Thronzwistes zum Schwerte greifen. Schon zu Zeiten König Konrads war es in Polen zwischen den Brüdern Wladislaw II. und Boleslaw IV. zu einem Streite um die Herrschaft gekommen; für jenen erklärte sich sein Schwager Konrad III. von Deutschland und unternahm auch zu seinen Gunsten einen allerdings erfolglosen Feldzug nach Polen. Erst Friedrich Barbarossa nötigte 1157 Boleslaw zur Unterwerfung durch einen Heereszug, an welchem auch Markgraf Albrecht teilnahm.

Vorher hatte dieser gegen den mit Polen verbündeten Fürsten den Hevelder See ziehen müssen. Derselbe hatte, wie bei Freienwalde gefundene Münzen ergeben, seine Residenz in Köpenick und besaß ein Gebiet, das etwa dem Barnim und Teltow entspricht. Er hatte sich durch Bestechung der Stadt Brandenburg bemächtigt, auf welche er als Verwandter Pribislaws Ansprüche zu haben glaubte. Der Markgraf verband sich mit dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg und erstürmte am 11. Juni 1157 Brandenburg. Damit war der Aufstand niedergeworfen; zugleich scheint ein Teil des Teltow bis nach Trebbin, Saarmund und Zehlendorf für die Mark gewonnen zu sein. Was sonst von See erzählt wird, ist sagenhaft. Zuerst Gundling erwähnt (vor etwa 150 Jahren), daß jener nach einer Niederlage bei Potsdam entflieht, bei Sacrow durch die Havel schwimmt und hinter den Sümpfen bei Kremmen eine neue Stellung nimmt. Später wird die Sage dahin erweitert, daß der letzte Wendenkönig von Albrecht bei Spandau geschlagen und auf seinem Pferde durch die Havel an jener breiten Stelle, welche Schildhorn gegenüber liegt, geschwommen sei. Wie er gelobt, habe er dem Christengott für seine Rettung seinen Schild geweiht und auf Schildhorn niedergelegt. An diese sagenhafte Begebenheit erinnert noch heute eine Denksäule auf einer Anhöhe an der Havel (s. Fig. 50).

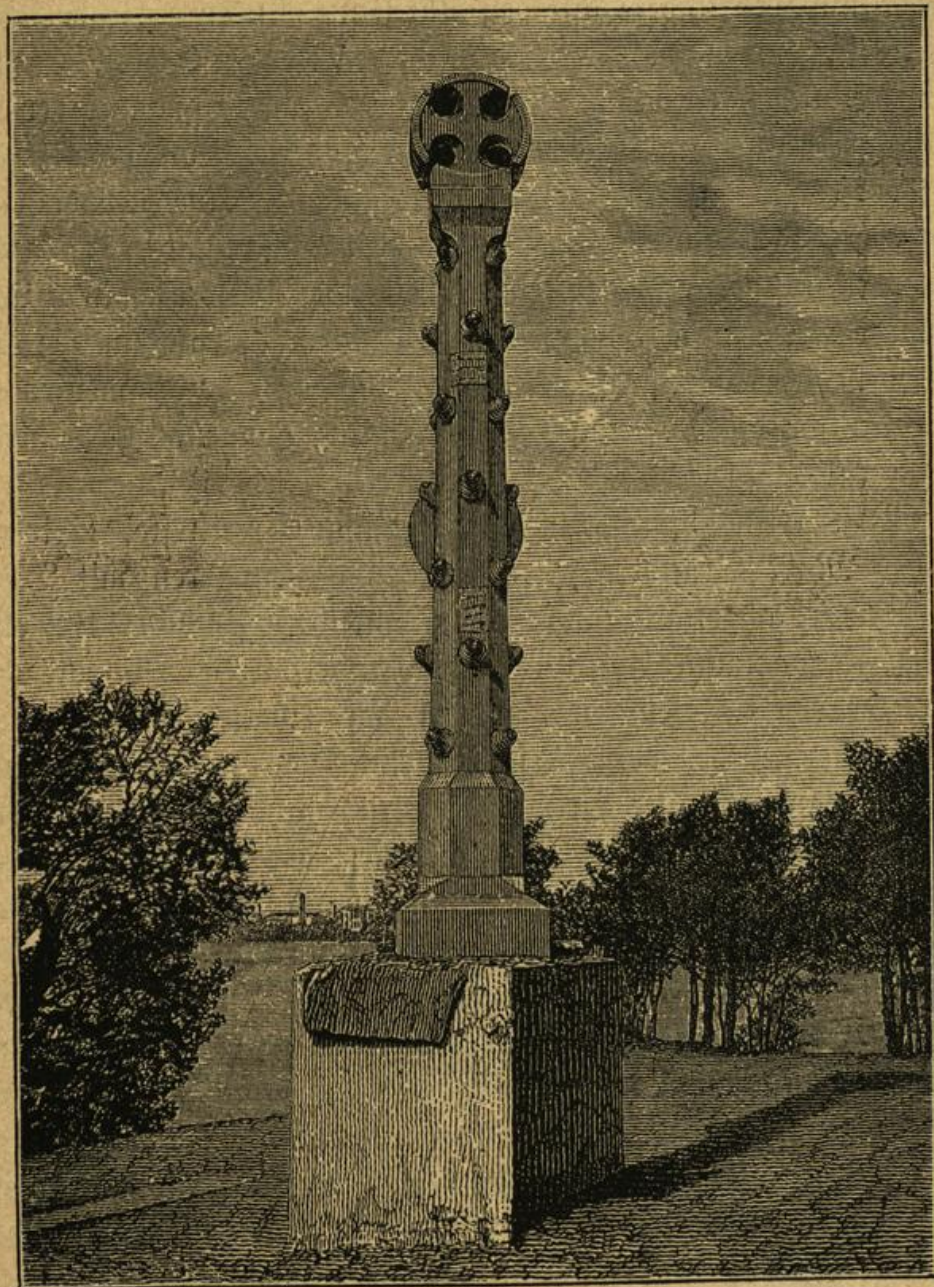
Albrecht hatte sich aus kleinen Anfängen zu einer Stellung emporgeschwungen, welche zu den bedeutendsten des Reiches ge-

hörte. Er besaß auch das Amt des Erzkämmerers, aus welchem sich später die Kurwürde entwickelt hat. An Macht war ihm wohl sein Nebenbuhler Heinrich der Löwe überlegen, aber dessen Herrschaft ruhte, wie die Folgezeit ergab, auf unsicheren Grundlagen. Neben dem widerspenstigen Welfen erscheint gerade Albrecht der Bär als ein Muster deutscher Treue. So folgte er im Jahre 1162 dem Kaiser nach Italien und begleitete ihn später nach Burgund. Nach seiner Rückkehr schloß er sich der Koalition an, welche sich in Sachsen gegen den gewaltthätigen Heinrich den Löwen bildete und die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen und den Landgrafen Ludwig von Thüringen zu ihren Mitgliedern zählte. Des Kaisers Kanzler Rainald von Dassel leitete von Italien aus diese Bewegung. Im Jahre 1166 kam es in Sachsen zu einem Kriege, den erst Friedrich I. nach seiner Rückkehr auf dem Reichstage zu Bamberg durch einen Frieden beendete. Albrecht erlebte noch die Vollendung des Doms zu Havelberg, dessen Bau er selbst sehr gefördert hatte. Er starb am 18. Nov. 1170 und wurde in Ballenstedt (nicht, wie Spätere meinen, im Dom zu Brandenburg) beigesetzt.

Von Albrechts sieben Söhnen waren zwei Geistliche geworden; von den übrigen begründete Hermann das Geschlecht der Grafen von Orlamünde, von Adalbert, der bei seinem Tode die Grafschaft Ballenstedt an seinen jüngsten Bruder Bernhard überließ, stammen die Grafen von Lindow und Ruppin ab, Dietrich, der sechste Sohn, nannte sich nach seinem Anteil Graf von Werben. Bernhard, Albrechts jüngster Sohn, ist der Stammvater der Herzöge von Sachsen geworden, da er zu der ursprünglichen Grafschaft Anhalt 1180 nach dem Sturze Heinrichs des Löwen das allerdings verkleinerte Herzogtum Sachsen erhielt.

Albrechts ältester Sohn Otto I. folgte 1170 in der Mark Brandenburg und machte sich um diese dadurch verdient, daß er die Ansiedelung der Cistercienser förderte. Wie vom Erzbischof

Wichmann von Magdeburg das Kloster Zinna (s. Fig. 51) her-
stammt, so ist Markgraf Otto um 1180 der Gründer von Lehnin
Fig. 50.



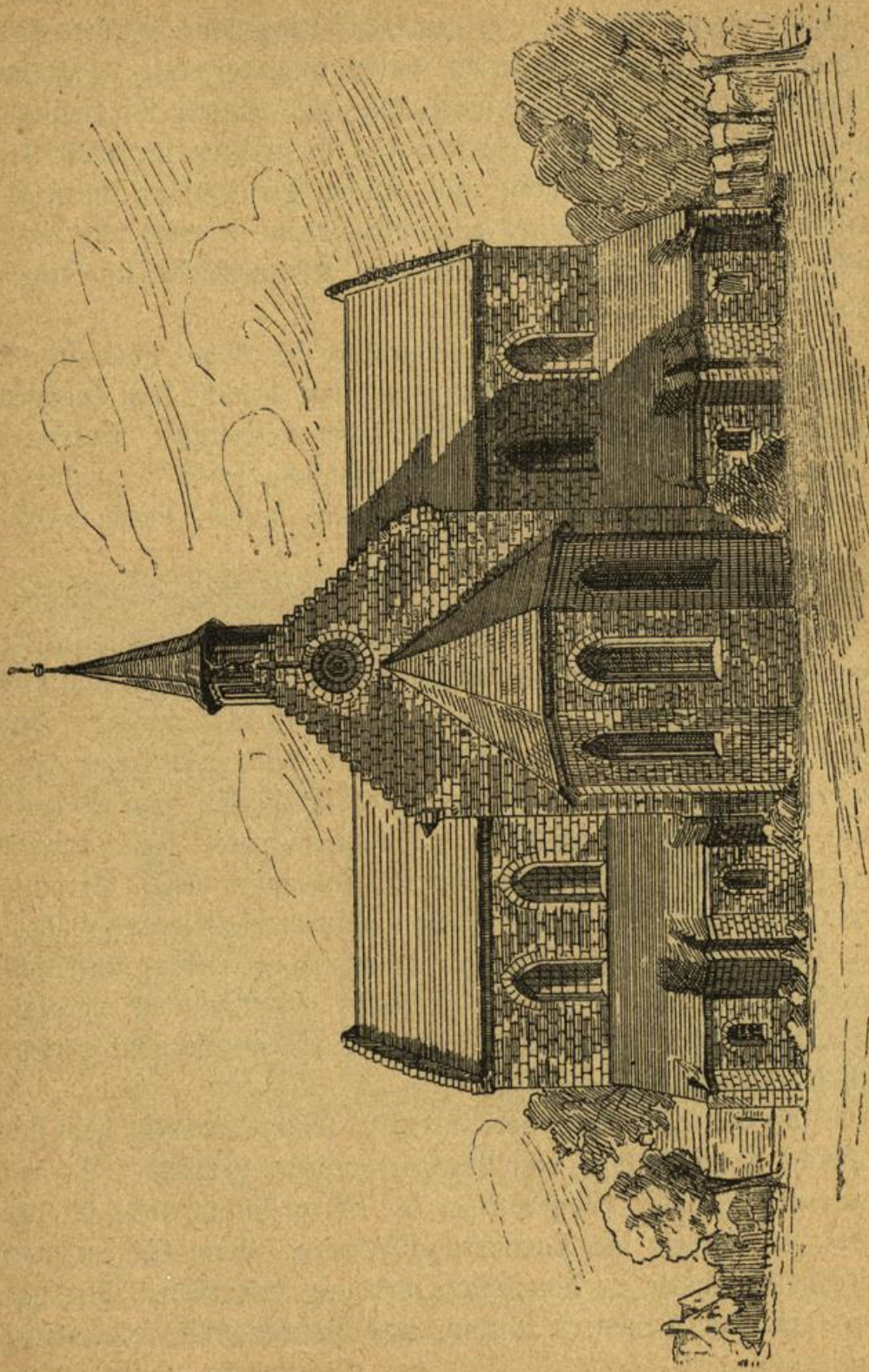
Schildhorn. Aus Ring, Kaiserstadt Berlin.

geworden, das in den Sümpfen der Zauche im Süden von Bran-
denburg angelegt wurde. Nach der Sage wurde der Markgraf

dazu durch einen Traum veranlaßt, als er von der Jagd ermüdet dort unter einer Eiche ausruhte. Er sah nämlich eine Hirschkuh, die ihn unaufhörlich belästigte, schoß sie mit einem Pfeile nieder und begründete auf den Rat seiner Ritter an jener Stelle ein Kloster, wozu er die ersten Mönche dem Kloster Sittichenbach im Mansfeldischen entnahm. Wenige Jahre später gründete er das Kloster Arendsee in der Altmark (s. Fig. 52). Von Kriegsthaten Ottos ist nur ein siegreicher Feldzug gegen Pommern überliefert, den er in Verbindung mit Heinrich dem Löwen unternahm. Damals scheint er auch die Lehnshoheit über jenes slawische Land erworben zu haben, obwohl sich dies nicht näher nachweisen läßt. Nachdem der Markgraf noch das Amt des Erzkämmerers auf dem denkwürdigen Reichstage zu Mainz ausgeübt hatte, starb er im Jahre 1184.

Von Ottos drei Söhnen folgte ihm der älteste, Otto II., in der Mark Brandenburg, während die jüngeren mit Theilen der Altmark abgefunden wurden; Heinrich, der schon 1192 ohne Erben starb, nannte sich Graf von Tangermünde, Albrecht Graf von Arneburg. Letzterer, der in der Überlieferung als ein kriegerischer, ehrgeiziger Fürst erscheint, war mit seinem Anteil an der Erbschaft seines Bruders Heinrich nicht zufrieden, sondern begann 1195 gegen Otto II. einen Krieg, der anfangs zu seinen Gunsten sich wandte. Doch bald nahm ihn Otto gefangen und entließ ihn erst wieder aus der Haft, als ein Streit mit dem Erzbischof Rudolf von Magdeburg ausbrach. Dieser belegte beide Brüder, die sich mittlerweile versöhnt hatten, mit dem Bann und nötigte sie 1196 die Lehnshoheit des Erzstifts Magdeburg über ihre Erbgüter in der Altmark und alle Erwerbungen auf dem rechten Elbufer anzuerkennen. Der Grund für dieses demütigende Zugeständnis, welches auch von Kaiser und Papst bestätigt wurde, liegt wohl in dem Wunsche der Markgrafen, das Erbrecht in ihren Landen auch der weiblichen Nachkommenschaft zu sichern, was damals ausdrücklich vom Erzbischof eingeräumt wurde. Diese Bestimmung hatte eine praktische Be-

Fig. 51.



Klosterkirche zu Zinna bei Sitterbog (13. Jahrh.). Aus Bergau, Bau- und Kunst-Denkmäler Brandenburgs

deutung, da die Nachfolge in der Mark keineswegs gesichert war, indem Otto keine Leibeserben hatte und der erst 22 jährige Albrecht noch unvermählt war. Übrigens finden wir damals auch sonst bei deutschen Fürsten das Bestreben, ihr Land der weiblichen Linie zu sichern, und Kaiser Heinrich hat ihnen die Anerkennung dieses Rechtes angeboten, wenn sie, was allerdings nicht geschah, in die Erblichkeit der Königswürde in seinem Hause willigen wollten.

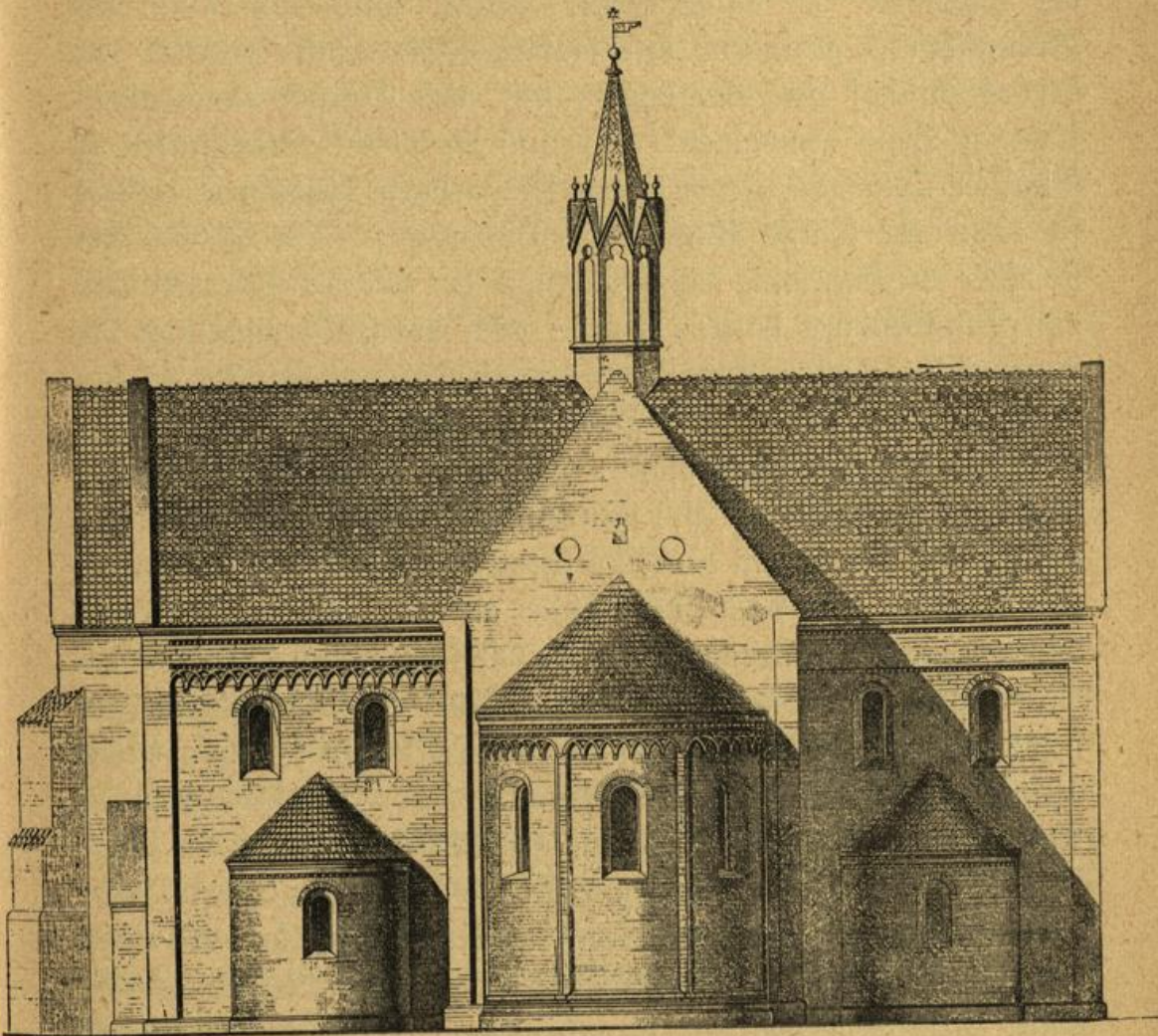
Heinrich der Löwe hatte bekanntlich die Abwesenheit Kaiser Friedrichs während des dritten Kreuzzugs benutzt, um Sachsen wieder zu erobern, und Markgraf Otto unterstützte vergebens seinen Oheim Bernhard in der Verteidigung jenes Herzogtums. Erst Heinrich VI. führte eine Einigung herbei, durch welche Bernhard sein Land gesichert wurde.

Nach dem Tode Ottos II. (1205) übernahm sein Bruder Albrecht II. die Regierung der gesamten Mark. Er stand in dem Streit um die deutsche Krone zunächst auf seiten Philipps von Schwaben und erkannte erst nach dessen Ermordung den Welfen Otto IV. als König an. Mit desto größerem Eifer unterstützte er diesen dann gegen den Erzbischof von Magdeburg, dessen Stadt Burg er 1208 verwüstete, ferner gegen den jugendlichen König Friedrich II., indem er dessen Verbündeten, den König Waldemar II. von Dänemark, mit Krieg überzog und vereint mit Otto IV. Hamburg befreite. Erst als des Welfen Macht durch die Schlacht bei Bouvines vernichtet war, söhnte sich Albrecht mit dem Hohenstaufen Friedrich II. aus.

Um die Sicherung der Grenzen seines Landes hat sich Albrecht durch Anlage von Burgen verdient gemacht. So erbaute er gegen die Magdeburger die Burg Wolmirstedt an der Ohre und gegen die Pommern Oderberg. Vom Grafen von Altenhausen hatte er die Feste Osterburg erworben. Mit den Herzogen von Pommern Kasimir und Boleslaw führte er Krieg und nahm den nördlichen Teil des Barnim in Besitz. Aus

seiner Ehe mit Mathilde, der Tochter des Markgrafen Konrad von der Lausitz, hinterließ er zwei Söhne: Johann I. und Otto III., die noch minderjährig waren, als er im Jahre 1220 starb.

Fig. 52.



Ostfassade der Klosterkirche zu Arendsee (um 1200).
Aus Adler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

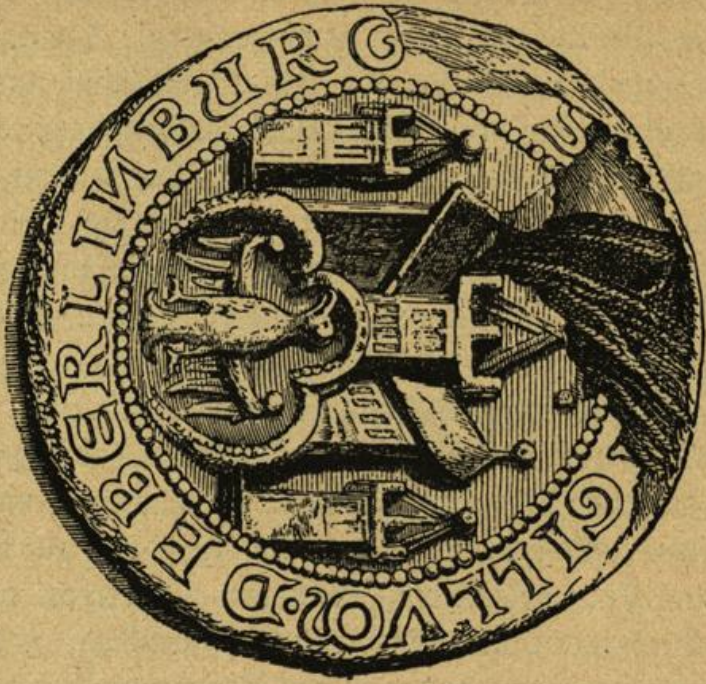
Die Regierung dieser beiden Markgrafen ist für die Entwicklung und Ausdehnung der Mark von der größten Wichtigkeit gewesen. Die Vormundschaft über sie führte zunächst der Erzbischof von Magdeburg, bis ihn die Markgräfin Mathilde

durch Geld veranlaßte, ihr dieselbe einzuräumen. Sobald die Brüder mündig geworden waren, gingen sie daran die von ihrem Vater ererbte Herrschaft auszudehnen. Dabei kam ihnen zu statten, daß die Macht der Dänen damals durch die Schlacht bei Bornhöved einen empfindlichen Stoß erhielt. Dort wurde der Schwager der Markgrafen, Herzog Otto das Kind von Braunschweig, gefangen, und manche seiner Lande wurden von dem Erzbischof von Magdeburg und dem Bischof von Halberstadt in Besitz genommen. Als nun die beiden Markgrafen zu Gunsten Ottos die Fehde gegen Magdeburg begannen, erlitten sie 1229 am Flusse Plane eine Niederlage. Ein Streit, den sie über die Erhebung des Zehnten in der Mark mit dem Bischof von Brandenburg hatten, wurde noch durch Vermittelung des Papstes beigelegt, indem ihnen der Bischof den Zehnten in den neuen Landen jenseits der Havel als Lehen gegen eine Geldentschädigung überlassen mußte. Dagegen kam es mehrere Jahre später zu einem Kriege mit dem Bischof Rudolf von Halberstadt, welcher im Verein mit dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen, dem nach dem Lande an der Spree gelüftete, die Waffen gegen Brandenburg erhob. Während nun Otto III. den Markgrafen von Meißen im Jahre 1240 bei Mittenwalde besiegte, rückte Johann dem Bischof von Halberstadt entgegen, der verbündet mit dem Erzbischof Wilbrand von Magdeburg in die Altmark eingefallen war. Es kam zu einer Schlacht an der Biese, in welcher der Bischof von Halberstadt von den siegreichen Brandenburgern gefangen wurde. Doch der Erzbischof kehrte mit einem neuen Heere, das er mit Hilfe Heinrichs von Meißen gebildet hatte, zurück und zog vor Brandenburg. Zwischen dieser Stadt und dem Orte Plaue fand nun eine zweite Schlacht statt, die für die Markgrafen günstig ausfiel. Die Feinde erlitten auf der Flucht noch dadurch einen großen Verlust, daß eine Brücke über die Havel zusammenbrach und viele in dem Flusse ertranken.

Aus diesen Kämpfen waren die beiden Markgrafen zwar mit Ehren hervorgegangen, hatten aber an Gebiet nichts ge-

wonnen. Indessen gelang es ihnen schon in der ersten Zeit durch andere Mittel ihr Land zu vergrößern. Sie kauften von dem Wendenfürsten Borwin die Länder Barnim und Teltow, also den größten Teil der Mittelmark, soweit diese nicht schon von Albrecht dem Bären besetzt waren. Die wüsten Gegenden wurden nun unter Kultur gebracht und mehrere Orte, die von den Wenden schon angelegt waren, erhielten Stadtrechte, vornehmlich Spandau und die nebeneinanderliegenden Ansiedelungen an der Spree, Köln und Berlin (s. Fig. 53—55). Diese beiden Orte sind, obwohl jünger als das benachbarte Köpenick, schon früh entstanden, da hier eine wichtige Handelsstraße, der heilige Bielbogsweg, der etwa dem Zuge der heutigen Chaussee- und Müllerstraße folgte, nach dem Lande der Abodriten und zur Ostsee hindurchführte. Köln erhielt um 1232 sein Stadtrecht von Spandau her, Berlin erst um 1240 von Brandenburg a. d. Havel.

Eine weitere Erwerbung an der Nordgrenze brachte zunächst der Vertrag von Kremmen (1236), durch welchen Herzog Wartislaw von Pommern-Demmin das Land Stargard, welches dem heutigen Mecklenburg-Strelitz entspricht, abtrat. Doch Wartislaws Better, der Herzog Barnim I. von Pommern, erhob dagegen Einspruch und nahm auch das Fürstentum Wolgast in Besitz, das dem Markgrafen Johann als Mitgift seiner ersten Gattin, die eine Tochter Waldemars II. von Dänemark war, zukam. Nach langen Verhandlungen wurde der Krieg 1250 durch eine Einigung vermieden, in Folge deren Johann auf Wolgast verzichtete, dafür aber die Uckermark erhielt, die zugleich als Mitgift für seine zweite Gemahlin, eine Tochter des Herzogs Barnim, dienen sollte. Letzterer erkannte jetzt auch den Anfall Stargards und die Lehnsheute der Markgrafen über Pommern, die Kaiser Friedrich II. bei seiner Belehnung der Markgrafen bestätigt hatte, an. Die Uckermark, welche von der Welse bis zur Zarowa reichte, war damals noch wenig bevölkert, gewann aber bald durch die Einwanderung deutscher Kolonisten ein anderes Aussehen.



Älteste Siegel von Berlin (13. u. 14. Jahrh.). Aus Hing, Kaiserthum Berlin.
 (Nach Schriften des Vereins für die Gesch. Berlins.)

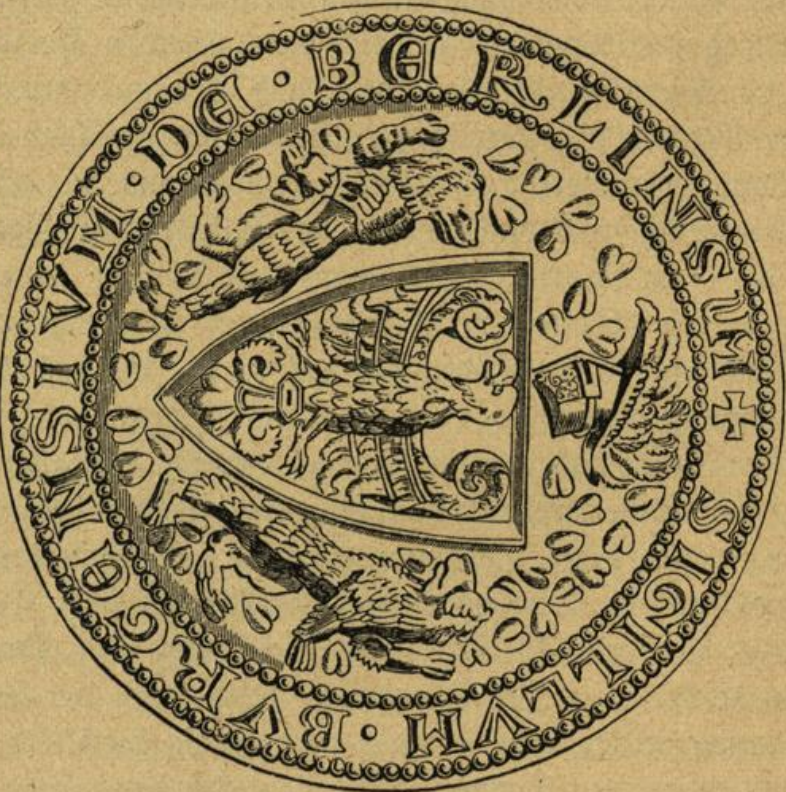


Fig. 53 u. 54.

Wie an der pommerschen Grenze früher die Dänen das Vordringen der Askaniern gehemmt hatten, so geschah dies in den Landen jenseits der Oder seitens der Polen. Es war nun ein Glück für die Markgrafen, daß damals unter den polnischen Fürsten Zwietracht ausbrach. Der Herzog von Pommerellen Swantepolk sah nämlich seine Herrschaft von Polen bedroht und überfiel die dortigen Herzöge, wobei deren Haupt, Leszko

Fig. 55.



Innere der ehemaligen Berliner Gerichtslaube. Aus Ring, Kaiserstadt Berlin.
(Nach Schriften des Vereins für die Gesch. Berlins.)

der Weiße, fiel. Es kam nun zu Thronstreitigkeiten in Polen, und dieses war außer stande, sich den Vergrößerungsplänen der Markgrafen zu widersetzen. Auch die Pfaffen in Schlesien waren damals uneins, und einzelne von ihnen beehrten von den benachbarten deutschen Fürsten hilfreichen Beistand. So suchte auch der Herzog Boleslaw von Liegnitz die Markgrafen und den Erzbischof von Magdeburg für sich zu gewinnen und trat ihnen 1253 das Land Lebus an der Oder, um welches er

mit seinem Bruder Heinrich von Breslau stritt, gegen Geldentschädigung ab. Es ist unbekannt, wie sich Brandenburg und Magdeburg über den Besitz dieses neuen Gebiets geeinigt haben; wir erfahren nur, daß Lebus an die Markgrafen überging, welche in jener Gegend Frankfurt a. d. Oder anlegten.

Im Jahre 1255 erfolgte die Erwerbung der Oberlausitz, welche zu Böhmen gehörte, aber zum Teil schon an Otto III. für die Mitgift seiner Gattin, einer Tochter König Wenzels von Böhmen, verpfändet war. Dadurch wurde die Südgrenze des brandenburgischen Staates bis zum Lausitzer Gebirge vorgerückt.

Der Streit zwischen den Fürsten von Pommern und Pommerellen gab endlich den Anlaß dazu, daß auch das Land auf dem rechten Oderufer, die spätere Neumark oder das „Land über Oder“, gewonnen wurde. Polen trat nämlich dieses Grenzgebiet, das es dem Herzog von Pommerellen nicht gönnte, 1260 an Brandenburg ab. Die ersten Anfänge der Kultur hatten dort schon die Tempelherren geschaffen, welche sich einige Jahrzehnte vorher im Lande Küstrin niedergelassen hatten. Gleich ihnen begründeten die Johanniter in jener Gegend Ansiedelungen, und es entstanden auch hier bald zahlreiche Dörfer, die mit deutschen Einwanderern bevölkert wurden. Mehrere Städte der Neumark datieren ihre Entstehung aus jener Zeit; die älteste ist Landsberg a. d. Warthe, das schon 1257 angelegt war, es folgen Königsberg, Bärwalde, Soldin u. a. Auch die Cistercienser kamen ins Land und förderten in gewohnter Weise den Ackerbau. Die neue Erwerbung wurde dadurch gesichert, daß Konrad, ein Sohn Johanns I., sich mit einer Tochter des Herzogs Przemyslaw von Polen vermählte.

Da beide Markgrafen viele Söhne hatten und jeden von ihnen für den Fall ihres Ablebens mit einer Herrschaft bedenken wollten, so vereinbarten sie schon 1258 eine Teilung ihrer Lande, welche jedoch erst 10 Jahre später, nachdem sie selbst inzwischen

gestorben waren, völlig durchgeführt wurde. Dabei scheint die Bestimmung getroffen zu sein, daß nur einer das Amt des Erzkämmerers im Reiche ausüben dürfe. Nachdem das gesamte Gebiet in zwei annähernd gleiche Teile gesondert war, wählte Johann zunächst die Altstadt, Otto die Neustadt Brandenburg als Residenz.

Bekanntlich erscheint zuerst bei der Wahl des Königs Richard von Cornwallis das Recht der Königswahl auf einen engern Kreis von Fürsten, die späteren Kurfürsten, beschränkt. Auch die Askanier haben von Anbeginn kraft ihres Erzamts zu diesem auserlesenen Kreise gehört. Ja, ein Askanier schien mächtig genug, die Hand selbst nach der deutschen Krone ausstrecken zu dürfen. Als Johann I. nach dem Tode Wilhelms von Holland mit anderen Fürsten in Wolmirstedt zusammenkam, um über die Wahl zu beraten, wurde von den Versammelten Markgraf Otto III. in einer Vorwahl als künftiger König bezeichnet, da Ottokar von Böhmen die Wahl abgelehnt hatte. Zu dem Wahltermin nach Frankfurt a. M. ist keiner von den Markgrafen gezogen, sondern sie übertrugen ihre Stimme dem Erzbischof von Trier, der sich nun im Gegensatz zu der englischen Partei für Alfons von Kastilien entschied. Weshalb Ottos Kandidatur fallen gelassen wurde, ist nicht recht klar.

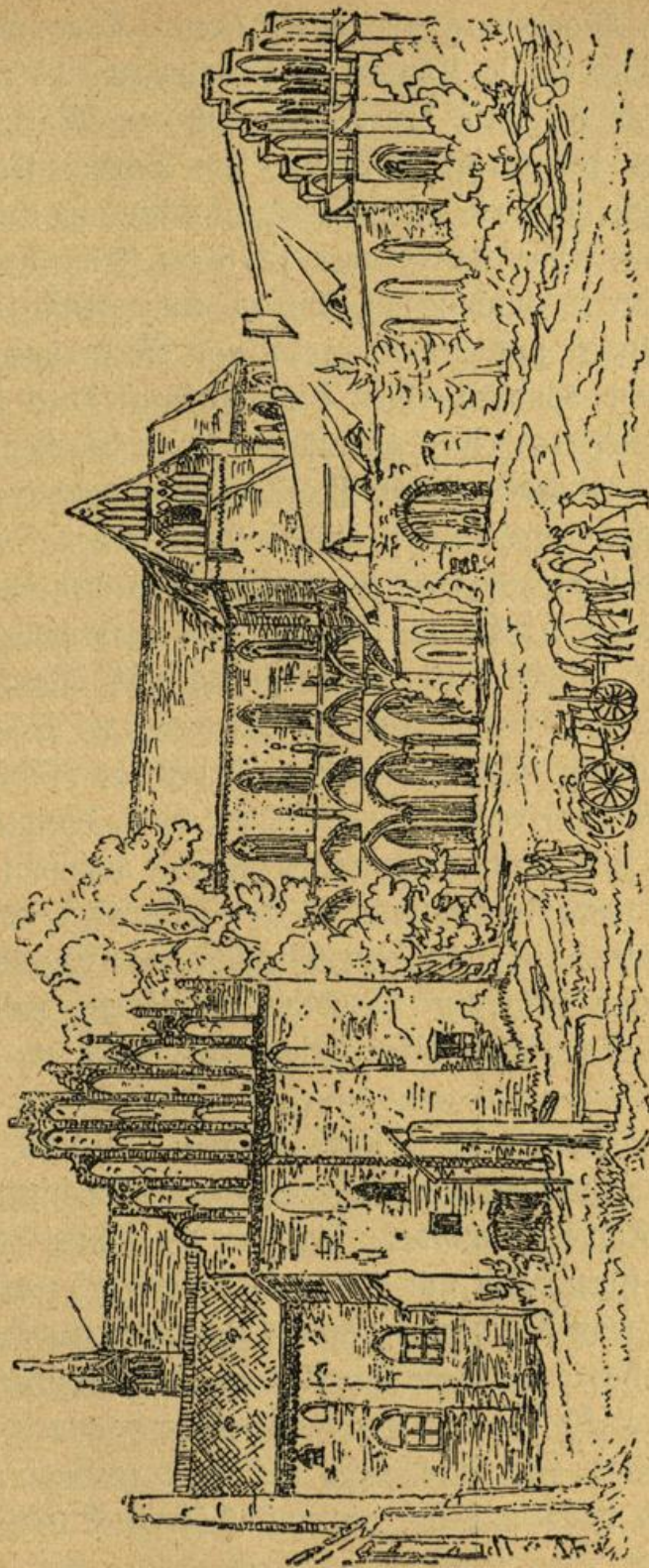
Johann I. ist schon im Jahre 1266 gestorben und im Cistercienser-Kloster Chorin (bei Eberswalde), das er selbst gegründet und reich beschenkt hatte, beigesetzt (s. Fig. 56). Nachdem Otto eine Kreuzfahrt nach dem heidnischen Preußenlande unternommen hatte, auf der er am frischen Haff den heute noch bestehenden Flecken Brandenburg anlegte, ist er 1267 seinem Bruder zu Brandenburg a. d. Havel im Tode nachgefolgt und hat in Lehnin seine Ruhestätte gefunden.

Die Söhne beider Brüder begründeten nun die Linien Stendal, wo Johanns, und Salzwedel, wo Ottos Nachkommen ihren Sitz nahmen. Von Johanns fünf Söhnen starb

der älteste, Johann II., schon 1281, die beiden nächsten führten die Regierung ihres Anteils gemeinschaftlich: Otto IV. mit dem Pfeil († 1309) und Konrad († 1304). Der vierte Sohn, Erich, war zunächst Domherr in Halberstadt und bestieg, wie wir unten sehen werden, 1283 den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg. Sein jüngster Bruder Heinrich I. erhielt anfangs kein Land, gewann aber aus dem Streit, welchen Albrecht der Unartige von Meissen mit seinen Söhnen Friedrich und Diezmann führte, die Mark Landsberg zwischen Mulde und Saale und die Pfalz Sachsen. Diezmann verkaufte 1304 auch die Lausitz an Brandenburg. Noch bei Lebzeiten des Markgrafen Konrad erhielten dessen Söhne Anteil an der Regierung, und bei der vielköpfigen Herrschaft geriet die Mark in die Gefahr innerer Parteiungen, zumal auch die Linie Salzwedel reich an Gliedern war, die mit Landesteilen ausgestattet wurden. Otto III. hatte vier Söhne hinterlassen, von denen jedoch bald nur zwei, Otto V. der Lange und Albrecht III., im Besitz der Herrschaft blieben, da ihr ältester Bruder Johann III. einen frühen Tod im Turnier fand und der jüngste, Otto VI., 1291 ins Kloster Lehnin eintrat. Wohl erzählt die Sage, daß einstmals neunzehn Markgrafen von Brandenburg auf dem Markgrafenberge bei Rathenow versammelt waren und ob ihrer großen Zahl fürchteten, das Land werde zu ihrem Unterhalte nicht ausreichen, aber schon ums Jahr 1305 hatte der Tod die meisten von ihnen dahingerafft, und von der Stendaler Linie waren nur Otto IV. und Heinrich I. (von Landsberg) und deren Neffe Waldemar, von der Salzwedeler Linie Hermann und sein junger Sohn Johann V. übrig.

Unter den letzten Askaniern sind von historischer Bedeutung nur Otto IV. mit dem Pfeil, welcher von 1281—1309 Haupt des Geschlechtes war, und Waldemar, der nach dem Tode Johanns V. von der Linie Salzwedel alle Besitzungen seines Hauses bis auf Landsberg vereinigte. Otto verdankt seinen Beinamen „mit dem Pfeil“ den Kämpfen, welche er mit dem Erz-

Fig 56



Klosterkirche zu Chorin. Aus Bergau, Bau- und Kunstgedenkmäler Brandenburgs.

bischof von Magdeburg zu führen hatte. Hier war nach dem Tode des Erzbischofs Konrad (1277) eine zwiespältige Wahl erfolgt, indem ein Teil der Domherren den Markgrafen Erich, ein anderer den Grafen Günther von Schwalenberg erwählte. Gegen diesen eröffnete nun Markgraf Otto zu Gunsten seines Bruders die Fehde, wurde aber 1278 bei Frose besiegt und gefangen. Der Erzbischof soll ihn in einen Käfig aus eichenen Bohlen gesperrt und den Bürgern von Magdeburg zur Schau gestellt haben. Endlich erhielt der Markgraf durch Vermittelung einiger Domherren einen Urlaub von vier Wochen, nach dessen Ablauf er entweder 4000 Mark Silbers zahlen oder in die Gefangenschaft zurückkehren sollte. Sein treuer Diener Johann von Buch zeigte ihm einen Schatz, den der alte Markgraf Johann in der Kirche von Angermünde niedergelegt hatte, und aus diesem bestritt Otto das Lösegeld und erlangte die Freiheit. So erzählt wenigstens die Magdeburger Schöppenchronik, deren Abfassung in diesem Teil noch dem 14. Jahrhundert angehört. Manche verlegen den Schatz nach Tangermünde, das in älterer Zeit auch Angermünde heißt, doch mit mehr Recht gehört er nach Angermünde in der Uckermark, wo man noch lange die alte Linde auf dem Kirchhof von St. Marien zeigte, neben welcher in einem Gewölbe der Schatz aufbewahrt sein soll; selbst den Schatzkasten zeigt man noch in der dortigen Sakristei.

Schon im folgenden Jahre begann Otto IV. wieder den Krieg, wurde aber bei der Belagerung von Staßfurt durch einen Pfeil am Kopfe verwundet. Da ihm die Spitze des Pfeiles in der Stirn sitzen blieb und erst nach Jahresfrist entfernt werden konnte, hat man ihm den erwähnten Beinamen gegeben. Schließlich triumphierte in dem Streite um das Erzbistum doch die brandenburgische Sache. Erzbischof Günther wurde vom Papste nicht bestätigt, sein Nachfolger Bernhard entsagte nach einem Jahre, und nachdem dann der erzbischöfliche Stuhl längere Zeit erledigt war, wurde Markgraf Erich doch zum Erzbischof er-

wählt. Während von einer Beteiligung des Markgrafen Johann II., des damaligen Hauptes der Familie, an der Wahl Rudolfs von Habsburg nichts bekannt ist, sehen wir nach Rudolfs Tode den Markgrafen Otto IV. für die Wahl Adolfs von Nassau thätig, für welche ihn König Wenzel II. von Böhmen, ein Gegner des Habsburgers Albrecht, gewonnen hatte. Otto war dann auch mit den Markgrafen Hermann und Heinrich I. auf jenem Tage zu Mainz (1298) anwesend, auf welchem Adolf der Krone für verlustig erklärt wurde, und gab einige Wochen später bei der Königswahl zu Frankfurt als Kurfürst dem Herzoge Albrecht seine Stimme. Er hielt anfangs treu zu ihm und unterstützte ihn auch in seinem Kampfe gegen die rheinischen Kurfürsten, nach dessen glücklichem Ausgange er 1302 einen Frieden zwischen dem Könige und Erzbischof Gerhard von Mainz vermittelte. Als dann Otto und Markgraf Hermann den König Wenzel von Böhmen gegen Albrecht unterstützten, wurden sie in die Acht gethan, jedoch 1305 in den mit Wenzel III., dem Sohne des verstorbenen Königs, abgeschlossenen Frieden eingeschlossen. Sie verzichteten damals auf die Mark Meissen, welche ihnen Wenzel II. als Ersatz für ihre Hilfe verpfändet hatte, und wurden durch die Lausitz entschädigt. Nach dem Tode König Albrechts (1308) waren die Markgrafen Otto und Waldemar auch als Kandidaten für den deutschen Thron aufgestellt, doch ließen sie sich durch den Erzbischof Heinrich von Köln zur Wahl Heinrichs VII. bewegen, und Waldemar gab demselben, zugleich als Vertreter seines Oheims Otto, in Frankfurt a. M. die Stimme.

Waldemar, der letzte der askanischen Markgrafen, vereinigte noch einmal alle Vorzüge in sich, durch welche mehrere seiner Vorfahren das Emporkommen ihres Geschlechts befördert hatten. Er war zwar klein von Gestalt, aber von gewaltiger Körperkraft, im Kampfe gewandt und in allen ritterlichen Übungen wohl erfahren. Sein Sinn war für äußeren Glanz empfänglich, selbst kostspieligem Aufwand nicht abgeneigt, und mit Vorliebe besuchte

er Turniere, auf denen er seine Geschicklichkeit zeigen konnte. Nachdem Markgraf Hermann 1308 und Otto IV. 1309 gestorben waren, wurde er das Haupt seines Geschlechts und vereinigte fast alle Lande der Linie Stendal, da seinem Oheim Heinrich nur die Mark Landsberg verblieb. Schon die verstorbenen Markgrafen hatten ihre Besitzungen in der Neumark durch die Erwerbung fast des ganzen Herzogtums Pommern erweitert, und wenn auch Waldemar einen Landstrich an der Weichsel mit Danzig 1309 an den deutschen Ritterorden abtreten mußte, so rettete er doch ein ausgedehntes Gebiet zwischen Leba und Grabow. Als nach Heinrichs VII. Tode eine zweispältige Wahl eintrat, erklärte sich Waldemar nach längerem Schwanken für Ludwig von Bayern, nachdem er den Anspruch des Markgrafen Hermann, zu Gunsten Friedrichs des Schönen das Kurrecht ausüben zu dürfen, mit Erfolg zurückgewiesen hatte. Seine Ritterlichkeit brachte ihn später in schwere Bedrängnis, aber in den Stunden der Gefahr offenbarte sich sein unentwegter Heldennut, und der Übermacht seiner Feinde wußte er zwar nicht den Sieg zu entringen, aber er behauptete sich doch im ungeschmäler-ten Besitz seines Erblandes. Er nahm sich nämlich im Jahre 1315 der Stadt Stralsund an, welche von dem Fürsten Wiklaw von Rügen bedrängt wurde. Dieser fand bei den Königen von Dänemark, Schweden und Polen, den Herzogen von Sachsen-Lauenburg und Braunschweig und vielen anderen weltlichen und geistlichen Fürsten Unterstützung, da die wachsende Macht der Askaniern überall mit scheelen Augen angesehen wurde. Selbst einige Vassallen Waldemars, wie die Herren von Alvensleben, Kröchern, Wanzleben u. a. standen mit Dänemark im Bunde. Auf Waldemars Seite traten nur sein Schwager Markgraf Johann von der Linie Salzwedel und die Herzoge von Pommern. Den unmittelbaren Anlaß zur offenen Feindseligkeit bot ein Angriff Waldemars auf das Land Stargard, das durch Beatrix, eine Tochter Albrechts III., auf den Herzog Heinrich den Löwen von Mecklenburg übergegangen war, aber nach ihrem Tode an

Brandenburg zurückfallen sollte, falls sie keine männlichen Erben hinterließe. Waldemar, der 1315 den Krieg zunächst gegen Mecklenburg begann, konnte die Stadt Woldegk nicht einnehmen und wandte sich dann gegen Neu-Brandenburg, wurde aber 1316 bei Fürstensee von Herzog Heinrich dem Löwen geschlagen, obwohl den Sieg viele Mecklenburger mit dem Leben bezahlen mußten. Als dann Heinrich in die Priegnitz einfiel, kam es in der Nähe von Gransee bei Schulzendorf im August 1316 zu einer zweiten Schlacht. Waldemar, schon gefangen, erhielt nur durch die Tapferkeit der Grafen von Regenstein, Wernigerode und Mansfeld seine Freiheit wieder. Zwar mußte er im Frieden von Templin (1317) das Land Stargard an Mecklenburg abtreten, büßte aber von seinen Erbländen nichts ein. Auch die Besitzungen der Salzwedelschen Linie fielen ihm nach dem Tode Johanns V. zu, ja er erwarb damals von den Herzogen von Schlesien noch die Länder Schwiebus, Züllichau und Krossen. Aber schon am 14. Aug. 1319 starb er, und nun war nur noch ein Sproß von dem zahlreichen Geschlechte der Askaniern übrig, Heinrich II. von Landsberg, der nach seines Vaters Heinrich I. Tode unter der Vormundschaft der Herzoge von Sachsen und Pommern regierte. Als auch er im folgenden Jahre im Tode nachfolgte, war das Erbe der Askaniern erledigt.

Waldemars Ehe war kinderlos gewesen und über die Nachfolge keine Verfügung getroffen. Es war ein ausgedehntes Gebiet, das Waldemar hinterließ; vom Drömling im Westen reichte es bis zur Neße im Osten, von Friedland in Mecklenburg südwärts über Bautzen und Dresden hinaus. Die im Kriege mit Friedrich dem Freidigen erworbenen Teile der Mark Meissen waren allerdings als Mitgift dessen Sohne Friedrich dem Ernsthaften versprochen, der im Begriff stand eine brandenburgische Prinzessin zu heiraten, aber obgleich die Vermählung nicht zu stande kam, besetzte Friedrich unmittelbar nach Waldemars Tode die brandenburgischen Besitzungen in Meissen, auch die Städte Torgau und Dresden, die ihm nicht einmal zugesagt waren. Ähnlich

war das Schicksal der übrigen Grenzlande, auch sie wurden eine Beute der Nachbarkürsten. Das meiste Anrecht auf Brandenburg hatte noch Waldemars Witwe Agnes, die als Tochter des Markgrafen Hermann zugleich die Rechte der Salzwedeler Linie geltend machen durfte. Sie nahm auch die Huldigung in der Altmark und einigen Teilen der Mittelmark entgegen und fand einstweilen bei ihrem Vormunde, dem Herzoge Rudolf von Sachsen-Wittenberg, Beistand. Doch bald traten andere Mitbewerber gegen sie auf, zunächst Herzog Heinrich von Schlesien, der mütterlicherseits mit den Askaniern verwandt war. Als sich Agnes noch im Jahre 1319 mit dem Herzog Otto dem Mildem von Braunschweig vermählte, verließ Rudolf von Sachsen ihre Partei und maßte sich die Vormundschaft über den minderjährigen Heinrich von Landsberg, der damals noch lebte, an. Dieser hatte in der Neumark Anhänger gefunden, und hier behauptete sich auch nach dessen Tode der Herzog von Pommern-Wolgast, dem wirklich die Vormundschaft über Heinrich zugestanden hatte. Um seinen Ansprüchen mehr Nachdruck zu verschaffen, suchte der Herzog von Schlesien eine Stütze an König Johann von Böhmen und fesselte ihn durch die Zusage der Lausitz und des Landes Lebus an sich. Obwohl zunächst nur die Oberlausitz mit Einwilligung König Ludwigs an Böhmen kam, so erwarb dieses auch später noch das Land Görlitz, das für kurze Zeit an den Herzog Heinrich von Sauer, den Sohn einer askanischen Prinzessin, übergegangen war. Aber auch Rudolf von Sachsen nahm die Lausitz und außerdem die Mittelmark für sich in Anspruch und fand hier auch Anhang. Um die Verwirrung zu vervollständigen, mischte sich noch der Erzbischof von Magdeburg ein und belehnte Friedrich von Meißen mit der Lausitz, da er die Markgräfin Agnes veranlaßt hatte, ihn als ihren Lehnsherrn anzuerkennen. Die Priegnitz und die Uckermark hatten sich unter den Schutz von Mecklenburg gestellt, einige Städte der Uckermark unter den von Dänemark und Pommern. Da sich Agnes so aus dem Lande ihrer Väter verdrängt sah, veranlaßte

sie das Einschreiten des deutschen Königs Ludwig. Auf ihre Anregung eröffnete er auf dem Reichstag zu Nürnberg (März 1323) den Reichständen seine Absicht, die Mark seinem damals erst achtjährigen Sohne Ludwig dem Älteren zu übertragen. In einem daselbst am 4. Mai abgeschlossenen Vertrage gestand er die Altmark dem Herzog Otto von Braunschweig und seiner Gemahlin Agnes auf Lebenszeit zu, wogegen Agnes auf ihr Leibeigebinge, nämlich die Städte Berlin, Spandau, Landsberg u. a., verzichtete. Die feierliche Übertragung der Mark Brandenburg samt den zugehörigen Landen und der Würde des Erzkämmerers an Ludwig von Wittelsbach fand am 24. Juni 1324 in Nürnberg statt.

Kapitel 6. Die Wittelsbacher in der Mark.

Der deutsche König war jedenfalls durch Egoismus zur Erwerbung der Mark veranlaßt worden. Um sich gegenüber dem habzburgischen Gegner und seiner Partei zu halten, mußte er seine Hausmacht mehren, da sein Gebiet damals nur klein war. Denn nur Oberbayern gehörte ihm, und sein Bruder, der Pfalzgraf Rudolf, stand auf seiten der Habsburger. Dennoch kann die Mark dem Könige für seine Einmischung nur dankbar sein, da sie sonst ohne Zweifel von den Nachbarsfürsten wäre geteilt worden. Zwanzig Jahre lang hat sich Ludwig bemüht, seinem Sohne wenigstens das märkische Hauptland zu sichern, und dies ist ihm schließlich auch trotz der Feindschaft des Papstes und der benachbarten Fürsten gelungen. Von geringer Bedeutung war der Verlust der Mark Landsberg und der Pfalz Sachsen, die nach dem Tode der Witwe des Markgrafen Heinrich II., die König Ludwigs Schwester war, nicht an Anhalt, wie zunächst versprochen war, sondern an Braunschweig übergingen. Schmerzlicher war die Einbuße wichtiger Bestandteile der Mark selbst. So verblieb die Altmark auch nach Agnesens Tode (1328) ihrem Gatten, und Markgraf Ludwig, der die Regierung in der

Mark anfangs unter der Vormundschaft des Grafen Berthold von Henneberg, dann der Grafen Günther von Lindow und Burchard von Mansfeld führte, erhob vergebens dagegen Einspruch. Den Erzbischof von Magdeburg wußte er für sich zu gewinnen, indem er im Vertrage zu Wittenberg 1336 seine eigenen Ansprüche auf einige Orte des Erzstifts, wie die Schlösser Wolmirstedt, Alvensleben und die Grafschaft Billingshöhe aufgab und die Lehnsheerheit des Erzbischofs über die Altmark, die Zauche, das Land Lebus und die Lausitz anerkannte. Als es dann mit Braunschweig zum Kriege kam, in welchem Ludwig 1343 bei Gardelegen eine Niederlage erlitt, mußte er sich schließlich doch zum Verzicht auf die Altmark entschließen.

Markgraf Ludwig war trotz seiner Jugend mit Margarete, der Tochter König Christophs II. von Dänemark, vermählt worden. Durch dessen moralische Unterstützung wurde Ludwigs Lage in der Mark anfangs wesentlich erleichtert. Dem Einflusse Dänemarks gab Herzog Heinrich der Löwe von Mecklenburg insoweit nach, daß er sich 1325 verpflichtete, die Priegnitz und die von ihm besetzten Gebiete in der Uckermark gegen Erstattung der von ihm erlegten Pfandsumme herauszugeben. Für letztere überließ man ihm als Pfand die Städte Grabow und Meyenburg, später noch das Städtchen Ahrensberg und das Schloß Strelitz. Sie gingen damit für die Mark verloren, da Ludwig nicht im Stande war die Pfandsumme zu bezahlen. Ein gleiches Schicksal hatten die Lande Dömitz und Lenzen, die wenig später an die Grafen von Schwerin verpfändet wurden. Aber die Mittelmark wurde dem brandenburgischen Staate erhalten, da Herzog Rudolf von Sachsen den Teil derselben, welchen er besetzt hatte, 1328 gegen eine Geldentschädigung herausgab. Da man letztere nicht sofort zahlen konnte, wurde ihm die Lausitz als Pfand auf 12 Jahre überlassen.

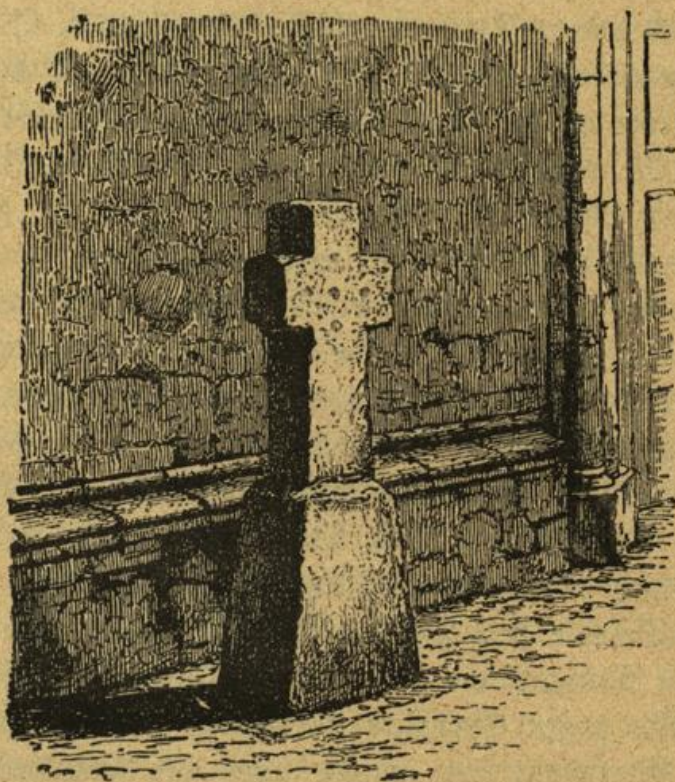
Langwieriger waren die Verhandlungen mit Pommern. Von der Uckermark hatte Herzog Wartislaw den Mecklenburgern

die Vogteien Prenzlau und Templin nebst der Stadt Pasewalk und außerdem einen Teil des Barnim entrißen und dies vorläufig seinem Schützling, Heinrich von Landsberg, zugewandt. Er behielt diese Lande auch nach Heinrichs Tode, und die Städte Prenzlau und Pasewalk wenigstens erkannten ihn als Schutzherrn an, bis der deutsche König allgemeine Anerkennung gefunden und einen neuen Markgrafen bestellt hätte. Deshalb unterwarf sich schon im Jahre 1324 Prenzlau dem Markgrafen Ludwig, und seinem Beispiele folgte Frankfurt a. D. So ging der von Pommern besetzte Teil der Uckermark und der Rest des Barnim wieder an die Mark über. Doch behielten die Pommern wenigstens die Landschaft Lipphehe von der Neumark und wollten auch die Lehnsheheit Brandenburgs über ihr Herzogtum, die der König 1324 bestätigte, nicht anerkennen.

Bevor noch der König von Dänemark einen Schiedsspruch über diese Streitigkeiten fällen konnte, schlossen die Herzoge Otto und Wartislaw von Pommern zu Ratel einen Bund mit dem Könige Wladislaw Lokietek von Polen (1325), wonach alle Eroberungen brandenburgischen Gebiets im Westen der Drage an Pommern, östlich davon an Polen fallen sollten. Damals brach, veranlaßt durch den Bischof Stephan von Lebus, der einem Befehle des Papstes Johann folgte, ein polnisches Heer in die Neumark ein und verübte allerhand Gräuel. Während dasselbe gegen Prenzlau weiterzog, fiel ein zweites Heer ins Land Sternberg ein, wurde aber bei Frankfurt von den Brandenburgern zurückgeschlagen. Viele Flüchtlinge aus der Neumark begaben sich nach Berlin und hezten durch ihre Berichte die Menge gegen die Anstifter dieses Unheils, die den Wittelsbachern feindliche Geistlichkeit, auf. Zufällig war der Probst Nikolaus von Bernau zum Jahrmärkte nach Berlin gekommen und bei Eberhard, dem Probste von der Marienkirche, abgestiegen. Das aufgebrachte Volk erstürmte die Probstei, ergriff den fremden Priester und schlug ihn mit Knütteln tot. Der Leichnam wurde dann auf dem neuen Markte, wo man in

Eile einen Scheiterhaufen zusammengetragen hatte, verbrannt. Darauf ward über beide Städte, Berlin und Köln, das Interdikt verhängt, welches in der Einstellung aller geistlichen Amtshandlungen bestand. Mit derselben Strafe ward Frankfurt bedacht, dessen Bewohner die Residenz des Bischofs Stephan von Lebus überfielen und Schloß und Kirche sowie die ganze Stadt nieder-

Fig. 57.



Das steinerne Kreuz an der Marienkirche. Aus Ring, Kaiserstadt Berlin.

brannten. Daß sie den Bischof gefangen und ein Jahr im Gewahrsam gehalten hätten, ist erst spätere Erfindung. Erst nach dem Tode des Papstes Johann wurde das über beide Städte verhängte Interdikt aufgehoben (1335) und ihnen eine Buße auferlegt. Zugleich wurde in Berlin an der Stelle, wo der Propst erschlagen war, ein steinernes Kreuz aufgestellt, das sich jetzt neben der Marienkirche befindet (s. Fig. 57). In dieser selbst

wurde ein Altar errichtet, an welchem alljährlich für den Toten Seelenmessen gehalten werden sollten.

Ein Glück für Brandenburg war, daß die Pommern damals ihre Streitkräfte für diesen Krieg nicht völlig verwenden konnten, weil sie auch mit Mecklenburg im Streite lagen. Denn beide erhoben Ansprüche auf Rügen, dessen Fürstenhaus damals erlosch. Schließlich trugen die Herzoge von Pommern ihr Land dem Papste zu Lehen auf. Da dies gegen das Recht des Markgrafen verstieß, so begann der Krieg wieder und wurde erst 1338 auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. durch einen Frieden beendet. Darin verzichtete der Kaiser auf die Lehnshoheit Brandenburgs über Pommern, jenes erhielt aber die Zusicherung des Anfalls von Pommern-Stettin, falls die in diesem Herzogtum regierende Linie erlöschen sollte. Auch mit Polen war es 1333 nach dem Tode des Königs Wladislaw zum Frieden und bald darauf zu einem Bündnisse gekommen.

Neue Wirren wurden für die Mark durch die Vermählung Ludwigs mit der Gräfin Margarete, die man nach ihrem Schlosse Maultasch benannte, heraufbeschworen. Allerdings erwarb Ludwig dadurch Tirol, wo er sich fortan meist aufhielt, und Ansprüche auf Kärnten, aber er zog sich die Feindschaft der Luxemburger zu, welchen Margareten's geschiedener Gatte angehörte. Dadurch entstand ein Krieg mit Böhmen, infolgedessen die Lausitz und ein Teil der Mittelmark verheert wurde. Im Jahre 1345 kam es in Spremberg zu einem Frieden, aber die Ruhe war nicht von Dauer. Der Papst veranlaßte nämlich die deutschen Fürsten zu einer neuen Königswahl, und in dieser ward der Luxemburger, Markgraf Karl von Mähren, zum Gegenkönige erhoben. In der Mark war man damals mit Ludwigs Regierung, die in den Händen des Burggrafen Johann III. von Nürnberg als seines Stellvertreters lag, unzufrieden, da er bei seiner fortwährenden Geldverlegenheit an die Kasse der märkischen Stände große Ansprüche stellte. Als er im Jahre 1345 eine neue Auflage ausschrieb, einigten sich Ritter

und Städte, daß kein Stand aus dem Nachteil des andern für sich Vorteil ziehen wolle, wenn es zur gewaltsamen Eintreibung der Steuer und zur Pfändung kommen sollte. Wenn die Stände es damals auch nicht ausdrücklich sagen, so war doch diese Abmachung gegen die Wittelsbacher gerichtet. Jedenfalls hielten jene einen Kampf für wahrscheinlich, in welchem sie einander beizustehen versprachen.

Der neue König Karl hat sich gegen Ludwig den Bayer nicht behaupten können, da ihm Herzog Albrecht von Osterreich seine Hilfe verweigerte, und Ludwig war 1347 entschieden im Übergewicht, als er am 11. Oktober vom Tode überrascht wurde. Schon vorher hatte sich Karl nach Bundesgenossen umgesehen, die er durch das Angebot märkischer Landesteile zu gewinnen suchte. Er konnte von seines Gegners Tod kaum Nachricht haben, da übertrug er schon die dem Markgrafen von Brandenburg zustehende Lehnsherrschaft über Mecklenburg-Stargard dem Herzoge Rudolf von Sachsen-Wittenberg, der bei seiner Wahl mitgewirkt hatte, und verlich ihm wenige Wochen später sogar die Altmark. Eine Eroberung der Mark war schwierig, zumal da Ludwig im folgenden Winter dorthin kam und mehrere Städte durch Geschenke sich geneigt machte. Wie dieser übrigens seine Stellung als Landesherr auffaßte, zeigt sich aus einer Anordnung, die er im Sommer 1348 traf; darin verpfändete er nämlich für eine Schuld von 8500 Mark seinem Schwager Friedrich von Meissen die Hälfte aller Einkünfte der Mark und der Laufitz.

Um jene Zeit erschien am Hofe des Erzbischofs Otto von Magdeburg zu Wolmirstedt ein greiser Pilger, der ihn zu sprechen wünschte und, falls dies nicht anging, wenigstens um einen Becher Weins bat. Als dieser ihm gereicht wurde, warf er einen goldenen Siegelring hinein und sandte den Becher dem Erzbischofe zurück. Derselbe erkannte auf dem Ringe Wappen und Umschrift des Markgrafen Waldemar von Brandenburg und ließ den Pilger vor sich kommen. Dieser gab sich als den

Markgrafen Waldemar zu erkennen und erklärte seine lange Abwesenheit in folgender Weise: er habe wegen der Ehe mit seiner Nichte Agnes Gewissensbisse bekommen und vom Papste, an den er sich in seiner Seelenangst gewendet, nur unter der Bedingung Absolution erhalten, daß er insgeheim sein Land verlasse und eine Pilgerfahrt antrete; erst nach 28 Jahren dürfe er zurückkehren. An seiner Statt sei ein anderer im Kloster Chorin beigesetzt worden. Nicht für sich verlangte Waldemar die Herrschaft in der Mark, er wollte nur seinen Verwandten, den Askaniern, die noch in Sachsen und Anhalt regierten, ihr Erbrecht sichern. Doch der Erzbischof, der seiner Erzählung Glauben schenkte, veranlaßte ihn die Herrschaft selbst in Anspruch zu nehmen und versprach ihm dazu seinen Beistand. So etwa lautet die Erzählung über das Auftreten des falschen Waldemar.

Noch im August 1348 rückten Rudolf von Sachsen, die Grafen von Anhalt und der Erzbischof von Magdeburg in die Mark ein, die Ludwig von Bayern inzwischen verlassen hatte. Sie verbreiteten, daß es nur ihre Absicht sei, Waldemar in den Besitz seines Stammlandes zu setzen. Die Altmark unterwarf sich, Brandenburg und manche andere Städte schlossen sich Waldemar an, wofür er ihnen umfangreiche Privilegien verlieh. Derselbe eilte dann in die Priegnitz und traf hier am 1. Sept. zu Kremmen mit den Herzogen Johann und Albrecht von Mecklenburg, Barnim von Pommern, den Gesandten des Königs Magnus von Schweden und den Grafen von Holstein und von Schwerin zusammen. Nachdem er mit ihnen ein Bündnis geschlossen hatte, durchzog er die Uckermark, welche mit seiner Einwilligung die Pommern besetzten. Nur die Mittelmark mit Berlin verhielt sich noch ablehnend. Deshalb rückte Waldemar vor die Städte Berlin und Köln, in denen die Wittelsbacher viele Anhänger hatten. Es kam daselbst zu mancherlei Ruhestörungen und sogar zu einer Feuersbrunst, schließlich ergaben sich beide Städte noch vor Ablauf des September.

Von Anfang an nahm Karl IV. für Waldemar Partei. Dieser und seine Verbündeten teilten ihm schon am 29. August mit, daß 25 Städte für Waldemar gewonnen seien und ihm bald die ganze Mark zufallen werde. Der König dagegen meldete die Rüstungen, die er damals gegen Ludwig betrieb. Also nicht um die Echtheit Waldemars zu prüfen, sondern als Feind drang Karl im September in die Mark ein und vereinigte sich mit dem Prätendenten und dessen Verbündeten bei Müncheberg. Letztere hatte er kurz vorher mit Gnaden überhäuft, indem er die Fürsten von Mecklenburg zu Herzogen erhob und die von Pommern als reichsunmittelbare Fürsten mit ihrem Lande belehnte. Im Lager von Heinersdorf bei Müncheberg fand dann die Belehnung Waldemars statt. Eine Untersuchung über dessen Echtheit wurde in folgender oberflächlichen Weise angestellt: Der Herzog Rudolf von Sachsen und sein Sohn Rudolf, ferner Herzog Johann von Mecklenburg, Graf Albrecht von Anhalt und einige Herren erklärten, von „Fürsten, Herren, Rittern und Knechten und auch gemeinen Leuten, die den Markgrafen gekannt hätten“, erfahren zu haben, daß der vermeintliche Waldemar der echte sei. Es muß auffallen, daß mit der Prüfung von Waldemars Person nur solche Fürsten betraut waren, die von seiner Anerkennung Vorteil hatten; auch nahmen diese es nicht auf ihren Eid, ja sie stellten nicht einmal selbst die Behauptung der Echtheit auf, sondern schoben die Verantwortung dafür andern zu, deren Namen sie nicht einmal nannten. Jedenfalls war der ganze Vorgang wider Gesetz und Brauch.

An demselben Tage überließ der neue Markgraf dem Könige die Niederlausitz, und dieser wiederum übertrug den Fürsten von Sachsen und Anhalt gemeinschaftlich das Recht der Nachfolge in der Mark Brandenburg samt der Kurwürde und der Mark Landsberg. Zwei Tage später ließ sich der Erzbischof von den Herzogen von Sachsen bestätigen, daß nach Waldemars Abgang das Erzstift seine Lehen, also die Altmark und Lebus, zurück erhalten würde, während die Reichslehen an Sachsen fallen sollten.

Von Müncheberg zog Karl mit seinen Verbündeten vor Frankfurt a. D. und belagerte diese Stadt, in welcher sich damals Markgraf Ludwig befand, hob aber nach wenigen Tagen die Belagerung auf, wahrscheinlich aus Furcht vor dem „schwarzen Tode“, der damals von der Elbe her nach der Oder vordrang. Indessen blieb Ludwigs Lage äußerst bedenklich, da nur die Neumark und wenige Städte in der Mittelmark, wie Briesen, Beelitz und Mittenwalde, ihm treu geblieben waren. Dagegen mehrte sich Waldemars Anhang.

Die Wittelsbachische Partei mußte Karl dadurch am empfindlichsten zu treffen, daß sie einen Gegenkönig in der Person des Grafen Günther von Schwarzburg aufstellte, der am 30. Januar 1349 zu Frankfurt a. M. gewählt wurde. Als bald lenkte Karl IV. ein; zunächst versöhnte er sich mit dem Pfalzgrafen Rudolf, dessen Tochter er heiratete, sodann mit dem Markgrafen Ludwig selbst. Zu Eltvile im Rheingau, wo Günther und mit ihm Ludwig von dem Luxemburger eingeschlossen war, kam es am 26. Mai 1349 zu einem Vertrage, in welchem Günther gegen eine Geldentschädigung der Krone entsagte. Ludwig versprach die Reichskleinodien, die er von seinem Vater her noch besaß, an Karl als den rechtmäßigen König auszuliefern und aus seiner Hand die Mark zu Lehen zu nehmen, Karl IV. dagegen, beim Papste die Aufhebung von Bann und Interdikt, dem die Wittelsbacher und ihr Anhang wieder verfallen waren, zu veranlassen. Auch wollte er sich einer Neuwahl unterziehen. Doch das Jahr verging, ohne daß der Vertrag ausgeführt wäre. Inzwischen beredete Ludwig seinen Schwager, den König von Dänemark, zum Einschreiten. Dieser mußte die Pommern der Gegenpartei abwendig zu machen und drang in die Mark ein, ohne sich durch die Mecklenburger, die ihm siegreiche Gefechte lieferten, zurückhalten zu lassen. Da der deutsche König seinen Versprechungen nicht nachkam, so schlossen beide Parteien, allerdings ohne Waldemar selbst in ihre Verabredung mit aufzunehmen, am 2. Februar 1350 zu Spremberg ein Kompromiß, durch welches sie den König von

Schweden zum Schiedsrichter bestellten. Damit war Karl IV. aus seiner maßgebenden Stellung verdrängt; er gab endlich seine abwartende Haltung auf, erinnerte sich seiner Aufgabe als Lehnherr und ging daran die drohende Zerstückelung der Mark zu verhüten. Als die Fürsten beider Parteien zu Bauzen an seinem Hofe erschienen, warf er den Askaniern vor, daß sie ihre Streitsache dem Schiedsspruch eines fremden Fürsten unterbreiten wollten, und erklärte sich offen für die Wittelsbacher. Nun wurde eine neue Untersuchung über Waldemars Echtheit angestellt, zu welcher allerdings nur Anhänger Ludwigs, wie der Pfalzgraf Ruprecht, der Markgraf Friedrich von Meissen u. a., herangezogen wurden. Dieselben erklärten, „daß sie, wenn sie schwören sollten, ob Waldemar echt oder falsch sei, eher sprechen und schwören wollten, daß er der Markgraf Waldemar, des seligen Markgrafen Konrad zu Brandenburg Sohn, nicht wäre, als daß er es wäre.“ Dieser Spruch war allerdings nicht rückhaltlos, aber doch noch offener und begründeter als die ursprüngliche Erklärung zu Gunsten Waldemars. Die Schiedsrichter verlangten sodann, daß der König zunächst den Markgrafen Ludwig und seine Brüder mit der Mark belehne und auf einem Tage zu Nürnberg, zu welchem sowohl Ludwig als Waldemar geladen wurden, die endgiltige Entscheidung über Waldemars Echtheit treffe. Schon am 16. Februar fand zu Bauzen die Belehnung der Wittelsbacher statt, und damit wurde der Zustand der Dinge wieder herbeigeführt, wie er vor Waldemars Anerkennung bestanden hatte. Als am 5. April zu Nürnberg weder Waldemar, noch die askanischen Fürsten erschienen, wurden sie, wie ihnen angedroht war, in *contumaciam* verurteilt. Ludwig traf allerdings auch nicht rechtzeitig ein, kam aber nach wenigen Tagen und wurde vom Könige in einer zweiten Gerichtssitzung für den rechtmäßigen Herrn der Mark erklärt. Schon vorher war an die märkischen Stände der Befehl ergangen, Waldemar zu verlassen und sich Ludwig zuzuwenden. Der König beauftragte noch die Markgrafen

Friedrich und Balthasar von Meissen, dem Wittelsbacher zum Besitz seiner Länder zu verhelfen. Dagegen waren die askanischen Fürsten nicht willens, sich der Entscheidung ihres Lehnsherrn zu fügen. Noch jahrelang mußte Ludwig Krieg führen und manche Stadt belagern, obwohl darin weniger die Bürger als die askanischen Garnisonen Widerstand leisteten. Vorteilhaft für Ludwig war der Übertritt des Grafen Ulrich von Lindow, der ein Schwager der Fürsten von Anhalt war, noch wertvoller derjenige der Herzoge von Mecklenburg. Noch im Laufe des Jahres 1351 sah sich Waldemar auf die Uckermark beschränkt, sonst blieben ihm nur wenige Städte der Mittelmark, wie Brandenburg, treu.

Im Dezember 1351 schloß Ludwig zu Luckau mit seinen Stiefbrüdern Ludwig dem Römer und Otto einen Vertrag, durch welchen er beiden die Mark überließ und sich Oberbayern und Tirol vorbehielt. Auch die Kurwürde ging später auf Ludwig den Römer über, der seinen Beinamen wohl deshalb führt, weil er erst nach der zu Rom erfolgten Kaiserkrönung seines Vaters geboren war. Er war den märkischen Verhältnissen nicht fremd, da er schon vorher am Kriege gegen Waldemar teilgenommen hatte. Weil er bei dem wechselnden Waffenglück nicht Herr seiner Feinde werden konnte und wegen der ewigen Geldnot von seinen Vassallen so abhängig wurde, daß er sich z. B. in der Neumark ein Kuratorium aus ihrer Mitte gefallen lassen mußte, so bemühte er sich durch allerdings große Opfer die Askanier und ihre Bundesgenossen zu gewinnen. Er überließ den Herzogen von Pommern Teile der Uckermark, wie Angermünde und Pasewalk, und gab dem Herzoge von Sachsen-Wittenberg als Pfand für die versprochene Geldentschädigung die Herrschaft Zossen. Nun opferten auch die Fürsten von Anhalt ihren Schützling. Sie wurden mit 10000 Mark Silbers abgefunden und veranlaßten 1355 Waldemar, allen Ansprüchen auf die Mark zu entsagen. Derselbe fand Zuflucht in Dessau und ist hier auch in der fürstlichen Gruft beigesetzt, als er im Jahre 1357 starb. Man hat

darin einen Beweis für seine Echtheit finden wollen, doch konnten die Askaniern ihn nicht gut für einen Betrüger erklären, da sie sich damit selbst der Mitschuld bezichtigt hätten. Die Person des falschen Waldemar bleibt noch immer in ein räthselhaftes Dunkel gehüllt, doch kann er unter keinen Umständen für echt gelten.

Obwohl die Mark während der langwierigen Kriege viel gelitten hatte und unerschwingliche Summen, so noch zuletzt für die askanische Partei 40 000 Mark Silbers = $1\frac{1}{2}$ Mill. Reichsmark, hatte aufbringen müssen, sollte sie auch jetzt nicht zur Ruhe kommen. Es ist ja nicht nachzuweisen, daß Karl IV. schon damals den Plan gefaßt hat, die Mark für sein Haus zu erwerben, aber von Anfang an lag ihm viel daran, ihre Vereinigung mit Bayern zu verhüten. Daß er auf dessen Schwächung fortwährend bedacht war, kann man auch daraus ersehen, daß er die Kurwürde nicht Ludwig dem Ältern ließ, der sie sich ursprünglich vorbehalten hatte, sondern in der Goldenen Bulle der Mark, also Ludwig dem Römer zusprach. Bei seinen Plänen gegen das Haus Wittelsbach kam ihm die innerhalb desselben damals ausbrechende Zwietracht sehr zu statten. Als Ludwig der Ältere 1361 starb und sein Sohn Meinhard ihm bald darauf im Tode folgte, bemächtigte sich Herzog Stephan von Landshut Oberbayerns, obwohl dieses nach dem Vertrage von Luckau hätte an die Markgrafen von Brandenburg fallen müssen. So wurden diese ihren bayrischen Verwandten entfremdet und gingen nun bereitwillig auf Karls Vorschlag, die Mark auf das Haus Luxemburg zu vererben, ein. Da Ludwig der Römer keine Kinder hatte und Otto, damals erst 16 Jahre alt, noch unvermählt war, so war das Aussterben des märkischen Zweiges der Wittelsbacher nicht unwahrscheinlich. Deshalb bot die Erbverbrüderung, welche Ludwig der Römer im März 1363 zu Nürnberg mit Karl abschloß, für diesen große Vorteile. Danach sollte nämlich, falls die Wittelsbacher in der Mark ausstürben, zunächst Wenzel, des Kaisers Sohn, eventuell ein Bruder Karls nachfolgen. Der Kaiser er-

langte die Zustimmung der Kurfürsten zu diesem Abkommen und nahm die Huldigung der märkischen Stände entgegen. Um Otto seinem Hause noch fester zu verbinden, vermählte er ihn 1366 mit seiner Tochter Katharina. Als in demselben Jahre Ludwig der Römer starb, wurde Otto Kurfürst und alleiniger Inhaber der Mark. Allerdings war er so schwach, die Regierung, welche vorher schon der Erzbischof von Magdeburg geführt hatte, dem Kaiser auf 6 Jahre zu überlassen. Aber Karls Streben ging weiter; ihm genügte es nicht, daß er den an Meißnen verpfändeten Rest der Lausitz schon jetzt mit seinem Anteil vereinigen und so ein neues Land der Krone Böhmen hinzufügen konnte, ihm lag es daran, so schnell als möglich die Alleinherrschaft in der Mark zu erwerben, da der Besitz der Kurstimme für die künftige Königswahl von der höchsten Bedeutung war. Auch hatte er ein Interesse, das bayrische Herrscherhaus, das damals zu dem vereinigten Reiche der Ungarn und Polen in Beziehungen trat, nicht mächtiger werden zu lassen. Denn seine Politik drohte zu scheitern, die Erbverbrüderung schien wertlos, als sich Markgraf Otto, auf welchen damals der verständige Nikolaus von Bismarck Einfluß gewann, wieder seinen bayrischen Verwandten zuneigte.

So verlangte denn Karl auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1370 von Otto die Abtretung der Mark. Als dieser ablehnend antwortete, stand der Krieg bevor. Während sich die Wittelsbacher Otto, Stephan von Bayern und Ruprecht von der Pfalz unter einander und mit Ungarn verbanden, zog Karl die Herzoge von Mecklenburg, Sachsen-Lauenburg und Pommern auf seine Seite. Schon 1371 kam es zur Eröffnung der Feindseligkeiten, wobei besonders Stephans tapferer Sohn Friedrich den Luxemburgern die in die Mark einfielen, Widerstand leistete. Der Kaiser aber, der gewöhnt war, seine Erfolge mehr seiner diplomatischen Gewandtheit als der Gewalt der Waffen zu verdanken, schloß bald einen Waffenstillstand. Erst als er sichere Kunde hatte, daß der ungarische König sein Land

wegen eines drohenden Krieges mit Venedig und wegen der Einfälle der Türken nicht verlassen konnte, drang er im Frühjahr 1373 mit einem Heere selbst in die Mark ein und zwang seinen Schwiegersohn am 15. August zum Vertrage von Fürstwalde. Darin verzichtete Otto auf die Mark gegen eine Geldzahlung von 500 000 Goldgulden oder 150 000 Mark Silbers, eine auffallend hohe Summe, da die Einkünfte Brandenburgs nur 6500 Mark Silbers betragen. Otto zog sich nach Bayern zurück und starb dort im Jahre 1379 ohne Erben. Die Mark aber erhielt ein neues Herrscherhaus, die Luxemburger.

Sie hatte in den letzten Jahren von Freund und Feind wieder viel zu leiden gehabt, und nicht vereinzelt war der Überfall, dessen Ziel die Altmark im Jahre 1372 war und der uns in einem alten Volksliede geschildert wird. Eine zu Stendal aufbewahrte Urkunde berichtet zugleich, daß damals die Grafen von Wernigerode, Regenstein, Erxleben u. a. von den Bürgern Stendals bei Merize gänzlich geschlagen wurden. Wir geben hier eine ziemlich wortgetreue Übersetzung des plattdeutschen Liedes:

Herr Busse von Erxleben sich vermaß
wohl auf dem Hause, wo er saß:
„Wär ich fünfhundert Mannen stark,
ich wollt' so viele Kühe holen
wohl dorthier aus der Alten Mark“.

„Wüßt ich, wer Führer wollte sein
wohl zu der Alten Mark hinein,
ein Pferd wollt' ich ihm geben“.
„Ein Pferd möcht ich verdienen“,
sprach Gebhard von Rundstedte.

„Ich wollt' sie führen in reiches Land,
das unberaubet und unverbrannt,
wo ist soviel zu nehmen,
wir haben so viele starken Mannen,
wer wollte uns das wehren?“

Zu der Hagemühle zogen sie hin,
Badingen fiel von Anbeginn,
dazu auch Schäpelige.
Klöden darauf umgingen sie
und zogen nach Garlippe.

Doch Badingens Schulz kam ihnen zuvor,
er ritt nach Stendal vor das Thor:
„Wohl auf! ihr stolzen Bürger alle,
wollt ihr noch weiter müßig sein,
so behalten wir keine Ruh im Stalle“.

Die Bürger von Stendal waren so stolz,
sie zogen nach Deetz wohl hinter das Holz,
sie wollten sich nicht lassen schauen,
das beweinte später Busses Weib
und manche andern stolzen Frauen.

Sie zogen gen Breenjal wohl hinter den Berg,
da hielten sie dick gleich wie ein Schwarm
mit Kühen und mit Schafen.
Ehe der Tag zum Abend ging,
mußten sie sie alle lassen.

Die Bürger schlugen Bussen auf den Kopf,
dazu auf seinen Waffenrock
und auf seine Pickelhaube,
da sah man manchen stolzen Mann
wohl aus der Altmark fliehen hindann.

Werner von Kalbe, der gute Mann,
der ritt die Feinde so feste an,
er griff wohl nach dem Schwerte:
„Wer nun ein ehrlich' Mann will sein,
der steche tot die Pferde!“

Werner von Kalbe war in' der Mitten,
er wurde wohl durch und durch geritten,
das war der größte Schade,
den die von Stendal haben genommen.
Gott gebe ihm seine Gnade!

Kapitel 7. Die Zeit der Luxemburger.

Der Anschluß an das Haus Luxemburg, dessen Lande von der Donau bis zur Lausitz reichten, war in gewisser Beziehung für die Mark segensreich. Obwohl sie für des Kaisers Sohn Wenzel bestimmt war, der im Oktober 1373 nebst seinen Brüdern die Belehnung empfing, so führte Karl doch wegen der Minderjährigkeit seines Erstgeborenen die Regierung. Er hielt sich oft in der Mark auf und residierte meist in Tangermünde. Auf der dortigen Burg hatten schon die Askanier zuweilen Hof gehalten, jetzt schlug Karl hier seinen Sitz auf, nachdem er jene vollständig umgebaut hatte. Während ein großer Teil dieses Schlosses bei der Beschießung durch die Schweden (1640) zerstört ist, hat sich noch der 70 Fuß hohe Kapitelsturm aus jener Zeit erhalten; derselbe wird jetzt als Speicher benutzt. In der Schloßkapelle zu St. Johann errichtete der Kaiser ein Domstift und verlieh diesem die St. Stephanskirche, die er auch verschönert haben soll. Er förderte ferner die Schiffbarkeit von Oder und Elbe und wollte Tangermünde zu einem Handelsplatz an der Elbe umschaffen, wie ein solcher in Frankfurt an der Oder schon bestand. Für die märkischen Städte wäre es von unschätzbarem Vorteil gewesen, wenn der Handel aus den reichen Landen Böhmen und Schlesien seinen Weg dauernd durch die Mark genommen hätte. Karl benutzte seine königliche Macht, um sich an Lübeck einen Stapelplatz an der Ostsee zu schaffen. Die deutschen Küstenländer an der Ostsee standen unter seinem Einfluß, und demütig erkannten die Herzoge von Mecklenburg und Pommern seine Oberhoheit an, ja erstere gaben sogar manche Plätze in der Priegnitz und Uckermark heraus. Karl suchte die Grenzfehden abzustellen, durch welche die öffentliche Sicherheit in der Mark so sehr gelitten hatte. Auch trat er der sittlichen Verwilderung seiner neuen Unterthanen entgegen, indem er ohne Nachsicht Mord und Diebstahl verfolgte

und dem Gesetze zur Anerkennung verhalf. Die Zufriedenheit mit seiner Regierung veranlaßte die märkischen Stände, den Vorschlag des Bischofs Dietrich von Brandenburg anzunehmen, nämlich daß die Mark mit der Krone Böhmen in Union trat. Dabei nahm der märkische Adel seine Güter von Böhmen zu Lehen.

Ein beredtes Zeugnis von Karls Fürsorge giebt das Landbuch der Mark, das 1375 entstanden ist und eine Übersicht der zur Mark gehörigen Schlösser, Städte und Dörfer nach Umfang, Ertrag und Belastung enthält. Dieselbe beruht auf den eigenen Angaben der Besitzer, denen der Verlust ihres Gutes angedroht war, wenn sie irgend ein Besitztum verschwiegen. In der Mittelmark reisten kaiserliche Beamte durch die einzelnen Ortschaften und stellten mit Hilfe des Landvogts die Erhebung an. Genauer sind die Register in der Altmark angelegt, wo die Landreiter für die Dorfschaften ihres Beritts die Übersicht aufstellten. Die Beamten mußten den Besitztitel des gegenwärtigen Inhabers prüfen und das Besitzrecht bis in die Zeit vor dem Auftreten des falschen Waldemar feststellen. Denn der Kaiser wollte Veräußerungen landesherrlichen Eigentums nur anerkennen, wenn sie in rechtsgültiger Weise erfolgt waren. Schwerlich hat diese peinliche Rechtsauffassung die Sympathien für die Luxemburger bei dem märkischen Adel vermehrt, denn selbst für den loyalen Ritter war diese Kontrolle lästig und unerhört.

Auf alle Fälle war ein Rückschritt gegenüber der Zeit der Askanier auch unter Karl IV. nicht zu verkennen. Während die Mark früher die Aufgabe erfüllt hatte, dem deutschen Volkstum als Hort gegenüber den slawischen Nachbarreichen zu dienen, war sie jetzt nicht allein an Gebiet verkleinert, sondern auch ein Anhängsel eines halbslawischen Reiches geworden. Von dem bevorstehenden Ableben des Kaisers durfte sie jedoch die Wiederherstellung ihrer Selbständigkeit erwarten, denn sie war Karls zweitem Sohne Siegmund zugehört, während Wenzel

außer der Kaiserkrone Böhmen und Schlesien, der jüngste, Johann, einen Teil der Lausitz und die Neumark erhalten sollten.

Siegmund war bei des Vaters Tode erst zehn Jahre alt; obwohl er seine früheste Kindheit in Tangermünde verlebt hatte, fühlte er sich zur Mark nicht hingezogen. Er ging zunächst nach Prag und siedelte 1380 nach Ofen über, da ihm König Ludwig von Ungarn und Polen die Hand seiner Tochter Maria zugebracht hatte. Zwei Jahre später fand die Verlobung statt, und als Ludwig unmittelbar darauf starb, war des jugendlichen Siegmund ganzes Streben auf die Erwerbung einer Königskrone gerichtet. Ludwigs Absicht war es gewesen, dem Gatten seiner ältesten Tochter Polen zuzuwenden, während die jüngere, die er schon als Kind mit dem Herzoge Wilhelm von Osterreich vermählte, die Krone von Ungarn erhalten sollte. Damit wäre das Schicksal Brandenburgs wesentlich umgestaltet worden. Wie ein Jahrhundert später Westpreußen an Polen überging und viel von seiner deutschen Nationalität einbüßte, so wäre nun Brandenburg eine Provinz des großen polnischen Reichs geworden. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Die Polen erklärten sich für Hedwig und nötigten sie, sich von dem ihr teuren Gatten zu trennen und ihre Hand dem Großfürsten Jagiello von Litauen zu reichen, der nach seiner Taufe den Namen Wladislaw annahm. In Ungarn aber führte die Königin Elisabeth die Vormundschaft über ihre Tochter Maria, und Siegmund blieb auch nach seiner Vermählung ziemlich einflußlos, da das Land von dem Palatin Nikolaus von Gara verwaltet wurde. Die unzufriedenen Elemente in Ungarn riefen dazu noch den König Karl von Neapel herbei und setzten 1385 dessen Erhebung auf den ungarischen Thron durch. Derselbe wurde allerdings nach wenigen Monaten ermordet, aber die Königin Mutter büßte ihren Anteil an diesem Verbrechen mit dem Tode, Maria ward gefangen gesetzt, und Siegmund mußte erst ein Heer zu ihrer Befreiung sammeln. Der Anschlag

gelang, und Siegmund sah endlich 1387 die Königskrone auf seinem Haupte.

Um die nötigen Geldmittel für seine Rüstungen aufzubringen, hatte er 1385 die Altmark und Briegnitz an seine Vettern Jost oder Jodocus und Prokop von Mähren verpfändet. Als seine Brüder damit unzufrieden waren, überließ Siegmund die Mark an Wenzel, welcher seinen Bruder Johann zum Statthalter ernannte. Jost hatte den König auf seinem Zuge nach Ungarn begleitet und die von diesem dort eroberten Gebiete diesseits der Waag zugesichert erhalten. Um dieselben nun für das ungarische Reich zu gewinnen, wies Siegmund seinen Vetter Jost wiederum auf die Mark an, welche ihm Wenzel gegen anderweitige Entschädigung überließ. Johann behielt die Neumark, die beiden Markgrafen von Mähren aber kamen in den Pfandbesitz der Alt- und Kurmark für die Summe von 565 000 Goldgulden (etwa 6 Mill. Reichsmark). Sie sollte ihnen samt der Kurwürde erblich zufallen, wenn sie nicht innerhalb fünf Jahren eingelöst würde. Damit war eine Teilung der Mark eingetreten. Die Stände waren allerdings bei diesem Handel befragt, hätten aber durch ihren Widerspruch denselben nicht hindern können.

Jost, sonst ein Mann von wissenschaftlicher Bildung und politischer Einsicht, dem es nicht an Thatkraft fehlte, entbehrte leider jedes sittlichen Kerns und aller Konsequenz; sein Hauptfehler aber war die Geldgier. Wie schon Siegmund, so betrachtete vornehmlich er die Mark als eine Geldquelle, die leider dem Verfiengen nahe war. Denn seit den Verleihungen der einträglichsten Rechte und Steuern an die Stände waren die Einkünfte des Landesherrn sehr zusammengeschmolzen. Viele Orte hatten sich von der Orbede, einer festen stehenden Abgabe, losgekauft, manche sogar von der Zahlung der allgemeinen Landbede. Städte und Adel hatten vielfach das Münzrecht, Zölle und den größten Teil der Einkünfte aus der Rechtspflege erworben.

Siegmund wußte 1393 noch zu verhindern, daß die Mark auf Jost endgiltig überging, er erwarb auch nach dem Tode seines Bruders Johann (1396) nochmals die Neumark, aber als er nach der Niederlage bei Nikopoli nicht mehr daran denken konnte die Pfandsomme aufzubringen und sein Ansehen auch in Böhmen gelitten hatte, suchte sich Jost auch wider Siegmunds Willen die Mark zu sichern. Er ließ sich 1397 von König Wenzel damit belehnen und zugleich die Kurwürde nebst dem Amte des Erzkämmerers übertragen. Doch ist er in Wirklichkeit nicht in den Kreis der Kurfürsten aufgenommen, vielmehr bezeichnete sich Siegmund noch wie vor als Erzkämmerer des Reiches und nahm bei einer späteren Gelegenheit mit Erfolg die Kurwürde für sich in Anspruch. Im Jahre 1402 bot dieser dem deutschen Orden die Neumark zum Kaufe an, nicht um sie vor den gierigen Händen des Polenkönigs zu bewahren, sondern weil der Orden besser zahlte als der polnische Nachbar. Für den Ritterorden war die Neumark besonders wertvoll, weil sie ihm die Verbindung mit dem deutschen Reiche sicherte, ohne die der wünschenswerte Zuzug neuer Ritter erschwert worden wäre.

Der Überrest der Mark war inzwischen lediglich als Pfandobjekt behandelt worden. Im Jahre 1393 waren dem Markgrafen Wilhelm von Meißen die Städte Briesen, Beelitz, Mittenwalde, Trebbin und Saarmund für ein Darlehn von 12 000 Goldgulden verpfändet. Als diese Summe dann bald auf 40 000 Schock Groschen stieg, übertrug Jost dem Markgrafen die Statthalterschaft in der Mark und wies ihm deren Erträge als Zins für sein Darlehn zu. Vergebens protestierten dagegen die märkischen Stände. Jost achtete ihre Beschwerde nicht, sondern verpfändete oder verkaufte Schlösser und Gerechtsame an den einheimischen Adel, der in jener Zeit zur Herrschaft in der Mark kam. Während einst Karl IV. gegen die räuberischen Stellmeiser energisch aufgetreten war, verhielt sich Jost gegenüber dem Adel, welcher die Städte brandschatzte, unberechtigte Bölle erhob und auf eigene Hand selbst mit den Nachbarfürsten

Krieg führte, völlig unthätig. Wir finden die berühmtesten Geschlechter der Mark an jenen Raubzügen beteiligt, so die Edlen Herren von Putlik, die Bredow und Rochow in der Mittelmark, die Alvensleben und Schulenburg, vor allen aber die Quikow in der Altmark. Von ihren festen Burgen plünderten die Edelleute die Handelszüge und zwangen die Städte und geistlichen Stifter durch Tributzahlungen ihre Herden zu retten.

Das feste Schloß von Plaue, das westlich von Brandenburg an der Havel gelegen, sich im Besitz des Landeshauptmanns der Mittelmark, Lippold von Bredow, befand, hatte Jost ursprünglich dem Erzbischof von Magdeburg zugebracht, der alte Rechte darauf hatte. Als dagegen die Stände protestierten, kam es zu einem Kriege mit dem Erzstift, der nach kurzer Unterbrechung im Jahre 1391 mit neuer Glut entbrannte. Bei der Belagerung der Feste Milow bei Rathenow wurde der Landeshauptmann vom Grafen Johann von Barby, der auf Schloß Jerichow saß, gefangen und erhielt erst nach Jahresfrist seine Freiheit durch Vermittlung des Königs Wenzel, den man zum Schiedsrichter berufen hatte. Die Fehde mit Magdeburg nahm aber ihren Fortgang. Wenige Jahre später eroberte der Erzbischof die Stadt Rathenow, plünderte sie und gab sie erst nach längerer Zeit zurück. Im Jahre 1399 erfolgte dann ein Einfall magdeburgischer Lehnsleute in die Altmark; vergebens suchten die Bürger der Stadt Brandenburg ihnen beim Dorfe Marzahn entgegenzutreten, sie wurden geschlagen, und die Stadt mußte schwer büßen. Erst nach einem Siege der Brandenburger kam es im folgenden Jahre zum Frieden. Was der Nachbar verschont hatte, das vernichtete bald darauf der einheimische Adel. Lippold von Bredow hatte im Jahre 1399 sein Amt als Landeshauptmann niedergelegt und mit dem Erzbischof zu Kalbe einen Vertrag geschlossen, in welchem er sich mit ihm gegen die Mark und seinen Landesherrn Jost verband und Plaue gegen gebührende Entschädigung auszuliefern versprach. Als die Zahlung unterblieb, überließ er seinem Schwiegersohn Hans von

Quitzow das Schloß Plaue als Unterpfand für die verheißene Mitgift. Hansens älterer Bruder Dietrich erwarb damals durch Kauf von Jost selbst das feste Schloß Friesack, obwohl es eigentlich den Herren von Schlieben zukam. Im Jahre 1402 unternahm Dietrich im Bunde mit den Herzogen von Pommern, den Grafen von Lindow und Ruppin und dem Erzbischofe von Magdeburg einen Zug gegen das Städtlein Strausberg, das eben erst vom Herzoge von Mecklenburg-Stargard verheert war, und brannte es völlig nieder. Eberswalde entging nur durch einen Sonderfrieden demselben Schicksal und mußte aus dem märkischen Städtebund austreten. Mehr als 20 Dörfer sind damals auf dem Barnim verbrannt worden, und manche von ihnen haben sich nie wieder aus der Asche erhoben. Allerdings gelang es dem Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard, den Jost zum Statthalter in der Priegnitz bestellt hatte, mit Hilfe der Bürger von Spandau Dietrich von Quitzow in der Nähe des Thürberges bei Trebbin gefangen zu nehmen, aber die Folge war ein Einfall der Magdeburger in die Altmark. Der Bischof Johann von Lebus, den Jost zum Hauptmann der Mittelmark ernannt hatte, legte nun sein Amt nieder, da er dem Unwesen nicht steuern konnte.

Wie erwähnt, fiel der Erzbischof von Magdeburg im Einverständnis mit Hans von Quitzow in die Altmark ein. Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard eilte mit märkischen Rittern und Städtern dem Feinde entgegen und errang im November 1402 im Walde zu Bernitz bei Brandenburg den Sieg. Markgraf Jost, der endlich einmal 1403 nach der Mark kam, setzte den Grafen Günther von Schwarzburg, den Vater des Magdeburger Erzbischofs, zum Statthalter ein, hatte aber so wenig Verständnis für die Ursachen der öffentlichen Unsicherheit, daß er Dietrich von Quitzow wieder freiließ. Ihm kam es nur darauf an, sich von den Ständen Geldmittel zur Einlösung der Mark aus den Händen des Markgrafen von Meissen zu verschaffen. Dietrich aber erwies seinem Landesherrn die gebührende Achtung, indem er dessen Statthalter an der Elbe bei Tanger-

münde überfiel und ihn seines Gepäcks beraubte. Als Günther sich nun beeilte sein gefährliches Amt niederzulegen, erhoben die Städte Berlin und Frankfurt Hans von Quikow zum Hauptmann der Mittelmark und übertrugen seinem Bruder Dietrich die Führung eines Heeres gegen die Pommern. Man erstürmte wiederum Strausberg, das von den Feinden besetzt war, und das Schloß Böhlow (Dranienburg), doch zur völligen Vertreibung der Pommern kam es nicht. Die Quikow beuteten ihre amtliche Stellung nur in ihrem eigenen Interesse aus und erwarben immer mehr Burgen. Sie führten in einem Teile der Mark wirklich das Regiment, ohne von Jost anerkannt zu sein.

Dem märkischen Statthalter Johann von Mecklenburg-Stargard bereiteten die Quikow ein noch schlimmeres Schicksal als früher dem Schwarzburger. Obwohl sie ihm freies Geleit nach Berlin gegeben hatten, überfielen sie ihn im Jahre 1407 bei Liebenwalde und schleppten ihn nach Plaue. Als er dann im Februar des folgenden Jahres als Bauer verkleidet die Flucht wagte, verfolgte ihn Hans und fiel unterwegs über die Bürger von Brandenburg her, die dem Herzoge, von dessen Flucht sie wußten, entgegengezogen waren. Als der Herzog keine Möglichkeit zum Entrinnen sah, mußte er sich wieder als Gefangener stellen und wurde erst ein Jahr später, als Hans von Quikow in die Hand seines Bruders Ulrich von Mecklenburg gefallen war, gegen diesen ausgetauscht.

Das Einvernehmen der Quikow mit der Stadt Berlin hatte nicht lange gedauert. Diese hatte nämlich von Jost gegen eine Geldzahlung den Pfandbesitz des Köpenicker Schlosses erworben und erhob dort einen Zoll. Dietrich versuchte sich nun im Jahre 1407 nicht allein der Stadt Köpenick, sondern auch des Schlosses zu bemächtigen und kam dadurch mit seinen bisherigen Verbündeten in Konflikt. Er verzichtete dann wenigstens auf die Stadt, aber das Schloß wollte er nicht herausgeben, und schließlich kam es zu einer Fehde mit Berlin ums Jahr

1410. Jost hatte zwei Jahre vorher der Mark wieder seinen Besuch abgestattet, und da der Adel mit dem Gelde kargte, trug der Landesherr kein Bedenken, feste Schlösser, ja ganze Städte an ihn zu verkaufen oder zu verpfänden. So kam die Stadt Rathenow an Dietrich, Strausberg an Hans von Quikow, Potsdam an Wichart von Rochow, Lenzen an Hans zu Putlik, Angermünde an Arnim u. s. w. Wenigstens in seiner amtlichen Stellung bestätigte Jost den Hans von Quikow nicht, sondern er ernannte 1409 den Herzog Swantibor von Pommern-Stettin zu seinem Stellvertreter und übertrug die Hauptmannschaft in der Altmark und Priegnitz dem Hans zu Putlik. In Wirklichkeit behaupteten sich aber die Quikow in ihrer Machtstellung, und man kann füglich das erste Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts als die Herrschaft der Quikow in der Mark bezeichnen. Wie souveräne Herren führten sie 1407 Krieg mit Meissen und zwei Jahre später mit dem Kurfürsten von Sachsen.

Endlich brachte der Tod des Königs Ruprecht von der Pfalz in den allgemeinen Verhältnissen Deutschlands eine Veränderung hervor, welche auch der Mark Brandenburg zu Gute kam. Die deutschen Fürsten begehrten wieder einen König aus dem Hause Luxemburg, das unstreitig das mächtigste im Reiche war. Doch mochten sie nicht wieder zu Wenzel, der 1400 abgesetzt war, zurückkehren, weil dann viele Regierungshandlungen König Ruprechts ungültig geworden wären. Auch für Siegmund von Ungarn zeigten sie geringe Neigung, sie entschlossen sich vielmehr in ihrer Mehrzahl für Jost von Mähren, der für einen der reichsten Fürsten galt. Zur Wahl wurde der 1. September 1410 ausersehen.

Wie der fränkische Ritter Ludwig von Eyb erzählt, war kurz vorher am Hofe des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg der Ritter Ernfried von Seckendorf erschienen und hatte sein Befremden darüber ausgesprochen, daß der Burggraf, um die durch den Krieg gegen die Reichsstadt Rothenburg entstandenen Schulden zu decken, seinen Hofhalt in übertriebener

Weise eingeschränkt habe. „Friedrich wäre ein junger Fürst, geraden und starken Leibes, auch mit guter Vernunft versehen. Man sollte ihn fortsenden, sonst würde aus ihm nicht mehr als ein Hasenjäger. Als die Räte fragten, wohin sie ihn senden sollten, gab Herr Ernfried zur Antwort, er wüßte jetzt im Reiche keinen Platz, denn bei König Siegmund von Ungarn; der wäre wohlwollend gegen Fürsten, die ihm dienten, und jetzt auch der Dienste bedürftig, da er mit etlichen seiner Landsleute in Ungarn im Kriege läge. Kurz, Herr Ernfried ward beauftragt darüber mit dem Könige zu verhandeln, worauf er gern einging und bei dem Könige soviel erreichte, daß dem Burggrafen Friedrich ein Sold und Dienstgeld versprochen und er darauf zum Könige geschickt wurde. Der Burggraf hielt sich bei dem Könige und seinen Machthabern so, daß ihm der Krieg gegen des Königs Feinde anbefohlen wurde. Damit er ein Auskommen hätte und seinen Sold erhielt, wurden ihm 80 000 ungarische Gulden auf das Ländlein, genannt die Schütt, verschrieben.“ So kam Burggraf Friedrich in Siegmunds Dienste und betrat den Pfad, der ihn und sein Haus, die Hohenzollern, auf den Gipfel der Macht und des Ruhmes führen sollte.

Siegmund beauftragte den Burggrafen mit seiner Vertretung bei der Königswahl, wobei er jedoch nicht als Gesandter Ungarns erscheinen, sondern die Kurstimme Brandenburgs führen sollte. In Frankfurt a. M. erhielt er aber nur als Gesandter Ungarns Einlaß. Außer ihm waren die vier rheinischen Kurfürsten daselbst eingetroffen. Zu den Fehlenden gehörte auch Jost von Mähren, der wie schon im Jahre 1400, so auch jetzt für Brandenburg zur Wahl aufgefördert war. Die Kurfürsten von Mainz und Köln wollten die Wahl verzögern, weil sie nicht willens waren, Siegmund ihre Stimme zu geben. Da entschlossen sich Ludwig von der Pfalz und der alte Kurfürst Jakob von Trier, die Wahl am 20. September in der Bartholomäuskirche, wie es die Sitte verlangte, vorzunehmen. Sie luden die andern Kurfürsten dazu ein, doch der Mainzer ließ die Kirche

sperrten, und der Wahlaft konnte nur außen am Chor hinter dem Frohnaltar stattfinden. Die beiden Kurfürsten von der Pfalz und von Trier wählten hier den König von Ungarn in Gemeinschaft mit Friedrich, der sich als Vertreter des Kurfürsten von Brandenburg legitimierte. Nach der Goldenen Bulle war diese Wahl rechtmäßig, da dort nur von der Mehrzahl der anwesenden Kurfürsten ein übereinstimmendes Botum verlangt war. Doch der Erzbischof von Mainz beeilte eine zweite Wahl. Diese fand am 1. Oktober statt, und hierbei waren die abwesenden Kurfürsten und sogar König Wenzel von Böhmen durch Gesandte vertreten. Die Wahl fiel hier auf Jost von Mähren, der sich mit Wenzel geeinigt und dessen ältere Königswürde anerkannt hatte. Ein Krieg zwischen den erwählten Königen stand bevor, und Siegmund drohte schon mit einem Einfall in Mähren, da starb Jost am 17. Januar 1411. Nicht allein über die Erbschaft des Verstorbenen, sondern auch über die Königswürde einigte sich nun Siegmund mit seinem Bruder Wenzel. Jener empfing wieder die Mark Brandenburg und überließ in einem Vertrage zu Prag Wenzel die Reichskleinodien, die Hälfte der Reichseinkünfte und den bessern Anspruch auf die Kaiserwürde, während er selbst die Anerkennung als deutscher König erhielt. Doch unterzog er sich, seinem bisherigen Gegner, dem Kurfürsten von Mainz, zu Liebe, einer Neuwahl, bei der ihm die Stimmen der anwesenden fünf Kurfürsten — Pfalz und Trier waren nicht vertreten — zufielen.

Noch bevor diese zweite Wahl erfolgte, entschloß sich Siegmund die Mark Brandenburg, für deren damals so schwierige Verwaltung ihm sein neues Amt keine Zeit ließ, der Obhut des Burggrafen Friedrich von Nürnberg zu übertragen, zu dessen Fähigkeiten und Anhänglichkeit er das größte Zutrauen hegte. Er ernannte diesen am 8. Juli 1411 zu seinem Stellvertreter und obersten Hauptmann in den Marken und sicherte ihm eine Entschädigung von 100 000 Goldgulden zu, falls dieser dieselben wieder aufgeben sollte. Man hat lange geglaubt, daß diese Verpfän-

ding auf Grund eines Vorschusses erfolgt sei, welchen Friedrich dem Könige geleistet hätte. Doch ergibt sich aus der damals ausgestellten Urkunde, daß er dem Burggrafen in dieser Form nur die Mittel gewähren wollte, den Frieden in der Mark herzustellen und die zahlreichen veräußerten oder verpfändeten Städte, Burgen und Gerechtfame wieder zu erwerben. Außerdem fügte der König noch 50 000 ungarische Goldgulden hinzu, als Friedrich und Herzog Rudolf von Sachsen mit ihm im August in Wischegrad zusammentrafen. Jene beiden Fürsten schlossen hier einen Vertrag, daß des Burggrafen Sohn Johann sich mit des Herzogs Tochter Barbara, sobald beide herangewachsen, vermählen sollte; Siegmund stellte nun der Braut als Mitgift jene Summe in Aussicht, wofür er gleichfalls die Mark Brandenburg verpfändete.

Schon im März hatte der König Gesandte nach Berlin geschickt und die Anerkennung der Stände als Herr der ihm von Sost zugefallenen Mark gewonnen. Nun that er Schritte, um dem Burggrafen den Weg zur Übernahme der Statthaltertschaft zu ebnen. Er berief Vertreter der märkischen Stände an seinen Hof, doch nur von den Städten erschienen einige Boten, vom Adel allein der Hauptmann der Mittelmark und Priegnitz Kaspar Gans von Putliz. Sie alle leisteten dem Könige den Eid der Treue und erklärten sich bereit, den Burggrafen als seinen Statthalter anzunehmen. Friedrich konnte nicht sogleich sein Amt antreten, da er damals im Auftrage Siegmunds mit den Herzogen von Osterreich wichtige Verhandlungen führen mußte. Er sandte nur den Ritter Wend von Eilenburg als seinen Stellvertreter in die Mark. Doch jetzt weigerten sich die Stände, selbst die Städte, diesem zu huldigen, und lehtere riefen den Herzog Swantibor von Pommern-Stettin zum Hauptmann der Mittelmark aus; der Adel dagegen äußerte, Herr Gans von Putliz sei ihm Markgraf genug. Als nun Friedrichs Vertreter nach Ungarn zurückkehrte und seinen Empfang meldete, richtete der König wiederholte Aufforderungen zum Gehorsam an die märkischen Stände und befahl auch den

Pfandinhabern landesherrlicher Burgen, die Einlösung derselben zu gestatten. Vorläufig hatten diese Mahnungen keine Wirkung, obwohl den Ständen, mindestens aber den Städten daran liegen mußte, in der Mark wieder eine geordnete Verwaltung herbeizuführen. Denn die Zustände waren damals schlimmer als je. Die Ritter aus der Nachbarschaft, vor allen die aus dem Magdeburgischen rotteten sich zusammen und überfielen mit ihren bewaffneten Scharen die benachbarten Dörfer; sie trieben das Vieh fort und ließen sich nur durch Geld davon abhalten, daß sie die Brandfackel in die Häuser der wehrlosen Bauern schleuderten. Bisweilen nahmen sie ihnen sogar das armselige Hausgerät und ließen es durch dessen frühere Besitzer fortschaffen; diese wurden dann noch ins Burgverließ geworfen und konnten nur gegen ein Lösegeld ihre Freiheit wieder erlangen. Dafür übten die märkischen Ritter, besonders die Quigow, wieder Vergeltung, verschonten dabei aber die Nachbardörfer in der Altmark auch nicht.

Endlich im Juni 1412 traf der neue Markgraf Friedrich mit einer zahlreichen Schar fränkischer Ritter in der Mark ein, geleitet von dem Herzoge von Sachsen, den Grafen von Schwarzburg und dem Erzbischof von Magdeburg. Nachdem er nach Brandenburg für den 10. Juli die Stände berufen hatte, begab er sich nach den Städten Berlin-Köln, weil ihm ihr Besitz wichtig schien und er außerdem noch das ihnen verpfändete Köpenick auslösen wollte. Zwar gestatteten ihm beide den Einzug und leisteten schließlich auch die Huldigung, doch weigerten sie sich ihm das Öffnungsrecht und den Besitz eines Thores zu überlassen. Auf dem Landtage in Brandenburg, zu welchem sich dann Friedrich begab, waren nur die Bischöfe von Brandenburg und Lebus und die Städte in ihrer Mehrzahl vertreten, von den Rittern war nur der Hauptmann Gans von Putlik erschienen. Während nun hier die meisten Stände dem Markgrafen huldigten, erbat sich Putlik Bedenkzeit und eine Abschrift der Bestallung des neuen Statthalters. Nach Rücksprache

mit den Ständen seiner Landschaft sandte er einen Boten an König Siegmund und ließ über den Burggrafen Erkundigungen einziehen, da dessen Erscheinen nicht angekündigt wäre. Siegmund erinnerte die Stände der Altmark und Priegnitz an die Verhandlungen und Versprechungen ihrer Boten in Ofen und forderte sie nochmals auf sich dem Burggrafen zu unterwerfen. Doch vergebens, der Adel besonders in der Altmark bereitete sich zum Widerstande, nur die Städte lenkten allmählich ein und wurden vom Markgrafen zu Gnaden angenommen.

Friedrich war inzwischen im Lande umhergereist, hatte von manchen säumigen Ständen die Huldigung entgegengenommen und seine Uneigennützigkeit dadurch bewiesen, daß er überall die Privilegien und Lehnbriefe umsonst bestätigte. Um seine Macht zu stärken, schloß er mit den Nachbarkürstern von Magdeburg, Sachsen und Braunschweig Bündnisse zu gegenseitiger Unterstützung. Auch der Herzog von Pommern-Wolgast trat auf seine Seite, doch die jungen Herzoge Otto und Kasimir von Pommern-Stettin betrachteten das Erscheinen des Markgrafen mit Mißfallen, da sie keine Neigung verspürten, den als Pfand in ihrer Hand befindlichen Teil der Uckermark freizugeben. Sie begannen im Oktober sogar den Krieg, indem sie in die Mark einfielen und Templin einnahmen. Auf dem Wege nach Kremmen stellte sich ihnen Friedrich am Kremmer Damm, der durch den sumpfigen Boden des dortigen Luchs führt, entgegen, und es kam zu einem Gefecht, das für die Pommern schwerlich siegreich geendet hat, wie neuere Geschichtsschreiber annehmen. Allerdings verlor der Markgraf einige seiner liebsten Mannen, wie den Grafen Johann von Hohenlohe, dem er in der Klosterkirche zu Berlin ein ehrenvolles Grab bereitete. Hier erinnert auch im Mittelschiff der Kirche ein Gemälde an den jungen Helden. Auf dem Kampfplatz ist dann später ein Kreuz zum Gedächtnis errichtet und zuletzt von König Friedrich Wilhelm III. erneuert worden.

In der Altmark, wo inzwischen die Fehde mit Magdeburg nicht aufgehört hatte, beharrten die Ritter in ihrem Ungehorsam

gegen den Markgrafen. Erst als sie dieser beim königlichen Hofgericht anklagte und mit der Reichsacht bedrohen ließ, unterwarfen sich viele von ihnen und behielten auch vorläufig die ihnen in Jostens Zeit verpfändeten Burgen. Nur die Schlösser Tangermünde, Straußberg und Saarmund, welche dem Gans von Putliz und den beiden Quißow verpfändet waren, wurden sogleich ausgelöst. Selbst die Quißow machten jetzt Miene sich zu unterwerfen, wenigstens beteiligten sie sich an einem Zuge Friedrichs gegen Schloß Trebbin. Sie benutzten diese Gelegenheit, um mit ihren Gesinnungsgenossen ins Magdeburgische einen Raubzug zu unternehmen. Daraus entspann sich ein Grenzrieg, da die Erzbischöflichen mit einem Einfall in die Altmark antworteten. Obwohl der Markgraf entschlossen war, den räuberischen Adel unschädlich zu machen, ging er sehr behutsam zu Werke, nahm jetzt noch die Herzoge von Mecklenburg-Stargard und die Herren von Werle in seinen Dienst und wußte auch den Grafen von Ruppin für sich zu gewinnen. Ihm kam dabei der andauernde Übermut des märkischen Adels zu statten, der sich damals wo möglich noch steigerte. So kündigte Gans von Putliz dem Bischof von Brandenburg die Fehde an, wurde aber von Hans von Nedern, des Bischofs Hauptmann, unweit Spandau gefangen und in Ziesar, wo der Bischof Hof hielt, festgesetzt. Über einen neuen Einfall des Hans von Quißow aufgebracht, schloß der Erzbischof von Magdeburg am 8. Dezember 1413 mit dem Markgrafen zu Zerbst einen neuen Bund, worin sie übereinkamen die ihnen beiden gefährlichen Raubburgen zu brechen, und auch der Herzog Rudolf von Sachsen trat demselben bald darauf bei. Am Hofe Friedrichs weilte damals ein Priester Henning von Quißow, ein Bruder der beiden Raubritter. Auf seinen Rat erschien jetzt Dietrich in Zerbst, um sich zu unterwerfen — doch es war zu spät, er wurde bedeutet, er möchte sich bis zum kommenden Landtage gedulden. Die Züchtigung der Raubritter war jetzt beschlossene Sache, aber Friedrich wollte sie sicher und sorglos machen und nahm deshalb schein-

bar Dietrichs Unterwerfung an. Wenn dieser sich später über des Markgrafen zweideutiges Verhalten beschwert hat, so hat er dazu schwerlich Grund gehabt. Im Gegentheil, jener hätte die Durchführung seines Feldzugsplanes vereitelt, wenn er Dietrichs Entgegenkommen offen zurückgewiesen hätte. Ungewarnt sollten die Raubritter überfallen werden.

Die verbündeten Fürsten hatten sich, wie verabredet war, mit Belagerungsmaterial, vor allem mit Geschütz versehen. Friedrich hatte sich eine große Kanone von dem Landgrafen Friedrich von Thüringen geliehen. Daß sie, wie man meint, die „faule Grete“ geheißten habe, läßt sich nicht nachweisen. Es erregte damals allgemeines Aufsehen, daß des Markgrafen Geschütz die stärksten Mauern so schnell zerstörte, sonst war der Gebrauch der Kanonen, zumal im Belagerungskrieg, für die Märker nichts Neues. Zugleich gegen vier feindliche Burgen zogen die Verbündeten. Es war in der Nacht vom 6. zum 7. Februar 1414, als der Herzog von Sachsen Golzow, wo Richard von Rochow hauste, angriff. Zugleich fand ein Anschlag auf zwei Burgen des Hans von Quikow statt; gegen Plaue, hinter dessen Mauern er selbst saß, zog der Erzbischof von Magdeburg, gegen Schloß Beuthen an der Ruche der Ritter Hans von Torgow mit dem Aufgebot der Städte Jüterbog, Treuenbriezen und Beelitz und der Abteien Lehnin und Binna. Der Markgraf endlich mit den Fürsten von Werle, dem Grafen von Lindow u. a. bestürmte das Schloß Friesack, welches Dietrich von Quikow verteidigte. Zuerst fiel die letztgenannte Burg, doch war Dietrich entkommen. Alsdann ergab sich Golzow nach kaum zweitägiger Belagerung. Der Schloßherr erschien mit den Seinigen im Büßergewande, einen Strick um den Hals, vor dem Herzoge und erhielt nach dieser Demütigung freien Abzug. Zur Unterstützung des Erzbischofs rückte der Markgraf vor Plaue, das in seiner Lage zwischen dem Plauer See und der Havel eine natürliche Befestigung und außerdem Mauern besaß, die, wie die Magdeburger Schöppenchronik meldet, so dick waren, daß ein Wagen darauf fahren

konnte. Doch sie widerstanden nicht den großen Stückkugeln der Belagerungsgeschütze. Hans von Quikow, der umsonst die Burg für eine lange Belagerung mit Proviant versehen hatte, beschloß der drohenden Übergabe durch die Flucht zu entgehen. Über dieselbe besitzen wir drei abweichende Überlieferungen. Die Schöppenchronik, deren Verfasser in diesem Teile der Zeitgenosse Engelbert Wusterwik zu sein scheint, erzählt, daß Hans mit seinem Bruder Henning in der Nacht vom 24. bis 25. Februar die Burg unbemerkt verließ und sich im Rohr an der Havel verbarg. Als er sich dann aber auf sein Roß schwingen wollte, scheute dieses und lief davon. Dadurch wurde der Schulze von Schmitzdorf aufmerksam gemacht, eilte herbei und nahm Quikows Tasche, die er allein noch vorfand, an sich. Als bald meldete er den Fürsten, wo die Flüchtigen zu finden wären. Diese hatten sich in den Brüchern der Havel verirrt und wurden da gefangen, mit ihnen ihr Knecht Ludeke Schwalbe, der das Pferd Hansen zugeführt hatte. In den Fragmenten der Brandenburgischen Chronik des Wusterwik (bei Hastig) wird die Gefangennahme aber so dargestellt: Die beiden Brüder von Quikow waren mit ihrem Knecht Dietrich Schwalbe schon bis zum jenseitigen Ufer der Havel gekommen, wo die Bürger von Brandenburg mit ihren Büchsen lagerten. Als diese nun die Flüchtlinge verfolgten, stieg Hans vom Pferde und verbarg sich im Rohr an der Havel, doch die Knechte des Grafen Heinrich von Schwarzburg fingen ihn und seine Genossen und sperreten sie zunächst in die Kirche zu Plaue ein, wo der Erzbischof seine Küche eingerichtet hatte. Es ist schwer zu sagen, welcher Bericht der Wahrheit am nächsten kommt, denn der Widersprüche sind zu viele; dagegen dürfte die Erzählung der um die Mitte des 15. Jahrhunderts verfaßten Zerbster Chronik noch weniger Anspruch auf Glauben haben, daß sich nämlich Hans bei Nacht auf einem Kahn zu retten gesucht habe, aber vom Ufer aus von den Wächtern des Erzbischofs von Magdeburg entdeckt und noch auf dem Flusse gefangen sei.

Nach dem Fall von Plaue zogen die Fürsten vor Beuthen, das sich bisher noch gehalten hatte. Nun übergab Quizows Rottmeister, Götz von Predöhl, das Schloß gegen Zusicherung freien Abzugs. Als der Markgraf dem Gebhard von Mzensleben sein Schloß Gardelegen nahm, beeilten sich auch die noch übrigen widerspenstigen Ritter, sich zu unterwerfen. Unter den Gefangenen befand sich auch Gans von Putliz, nur Dietrich von Quizow war entkommen. Als er dann neue Unruhen anstiftete, ließ ihm der Markgraf durch einen Richterspruch seine Lehen aberkennen. Im allgemeinen war jedoch der Widerstand des märkischen Adels gebrochen.

Der Markgraf berief darauf im März einen Landtag nach Tangermünde und setzte dort einen Landfrieden fest, dessen wichtigste Bestimmungen folgende sind: „Wer den Frieden in der Mark und an den Grenzen stört, verfällt der Feindschaft des Burggrafen und aller Stände. Jeder ist verpflichtet, den Aufenthalt von Übelthätern zu entdecken, sonst droht ihm die gleiche Strafe. Alle Beamten, denen richterliche Befugnis zusteht, sollen in Treue ihres Amtes warten.“ Damit stellte der Markgraf den Rechtszustand als das oberste Prinzip seiner Regierung hin, und indem er die höchste Gerichtsbarkeit sich selbst beilegte, gab er doch deutlich zu verstehen, daß er dieselbe in edlerem Sinne auffaßte als seine Vorgänger, die darin nur ein Mittel gesehen hatten, ihre Einkünfte zu vermehren. Überhaupt stellte sich der Markgraf auf den Boden des Rechts, da er z. B. gegen die Herzoge von Pommern-Stettin den Krieg nicht fortsetzte, sondern sie beim königlichen Hofgericht verklagte.

Als dann Reichsgeschäfte Friedrich nötigten, die Mark zu verlassen, setzte er seine Gattin Elisabeth als Statthalterin ein und gab ihr in dem späteren Bischof von Brandenburg Johann von Waldow einen Ratgeber. König Siegmund, der mit Befriedigung erkannt hatte, daß er in Friedrich den geeignetsten Mann zur Verwaltung der Mark erwählt hatte, beschloß damals, demselben das Kurland definitiv zu übertragen, da er selbst

mit der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse vollauf zu thun hatte. Auch lag ihm daran, seine Partei im Kollegium der Kurfürsten durch eine zuverlässige Persönlichkeit zu stärken. Nachdem er die Zustimmung der Kurfürsten in ihrer Mehrheit und vieler anderer Fürsten eingeholt hatte, übertrug er am 30. April 1415 zu Konstanz, wo er damals dem Konzile beiwohnte, die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Amte des Erzkämmerers auf den Burggrafen Friedrich und seine Erben. Es war mehr eine Form, die in Rücksicht auf König Wenzel gewählt war, daß er sich die Wiedereinlösung der Mark vorbehielt. Doch wurde die Pfandsumme auf 400 000 Mark Silbers (etwa 14 Mill. Reichsmark) erhöht, teils um die Ausgaben, welche die Einlösung landesherrlicher Schlösser dem Burggrafen verursachte, zu decken, teils um die Einlösung der Mark selbst zu erschweren. Interessant ist, daß der Burggraf sich verpflichtete, die Mark mit der Kurwürde unentgeltlich herauszugeben, sobald er mit Siegmunds Zustimmung römischer König werden sollte. Wenn Siegmund, der allerdings auch eine Reform der Reichsverfassung beabsichtigte, im Ernst den Plan gehabt hat, Friedrich das Königtum und die Leitung der deutschen Angelegenheiten zu übertragen und sich mit der Kaiserwürde zu begnügen, so hat er jedenfalls nicht an die Schwierigkeiten gedacht, die ein König finden mußte, dem nur die Burggrafschaft in Franken gehörte. Wie groß hätte die Abhängigkeit der deutschen Fürsten, wie gering ihr Egoismus werden müssen, wenn sich in ihnen nicht der Wunsch geregt hätte, die Zeiten des machtlosen Adolf von Nassau heraufzubeschwören! Außerdem hat Siegmund damals nicht geahnt, daß seine Freundschaft mit dem neuen Kurfürsten so bald an Innigkeit verlieren sollte.

Kapitel 8. Innere Zustände der Mark vom 12. bis 14. Jahrhundert.

Die Entwicklung der Mark Brandenburg ist eine allmähliche und stetige gewesen und erreicht während des Mittelalters

ihren Höhepunkt im 13. Jahrhundert, worauf sich eine Auflösung in allen Verhältnissen bemerkbar macht. Der Markgraf war von Anbeginn in einer weit günstigeren Lage als die übrigen Reichsfürsten, da innerhalb der Grenzen der Mark kein Gebiet eines Reichsunmittelbaren seine Macht einengte, es hier weder kaiserliche Domänen, noch Reichsstädte oder Reichsritter gab. Die Mark verkörperte zu einer Zeit, wo sonst im Reich die Auflösung der alten Herzogtümer nahezu vollendet war, noch einmal das Wesen der karolingischen Mark, deren Inhaber oberster Heerführer, Verwalter und Richter in einer Person war. Er galt für den Eigentümer von Grund und Boden, der meist im Kriege oder durch Kauf erworben wurde. Deshalb war auch die ganze Bevölkerung von ihm in höherem Grade abhängig als in den alten Reichslanden. Bekanntlich hatte sich im 12. Jahrhundert, als die Askaniern in die Mark kamen, der Stand der Ministerialen oder Dienstmannen an den Höfen der geistlichen und weltlichen Fürsten zu höchster Bedeutung emporgeschwungen. Sie folgten den Askaniern theils aus deren alten Grafschaften, theils aus Sachsen in die Mark, und deren weitere Ausdehnung war überhaupt nur mit ihrer Hilfe möglich. Denn wenn sie auch ursprünglich nur in den Hofämtern als Truchseß, Schenke, Marschall u. s. w. dienten, so waren sie doch zum Kriegsdienst verpflichtet, wenn sie ein Mannlehen erhalten hatten. Sie brauchten von diesem und auch von sonstigen Lehnen keinen Zins zu zahlen, doch bewirkte ihre Stellung im Dienste eines andern eine Minderung ihrer Freiheit. Besaßen sie doch kein Eigentum und waren von ihrem Herrn so abhängig, daß sie ohne seine Erlaubnis nicht heiraten durften, ja wie Hörige an andere verkauft oder verpfändet werden konnten!

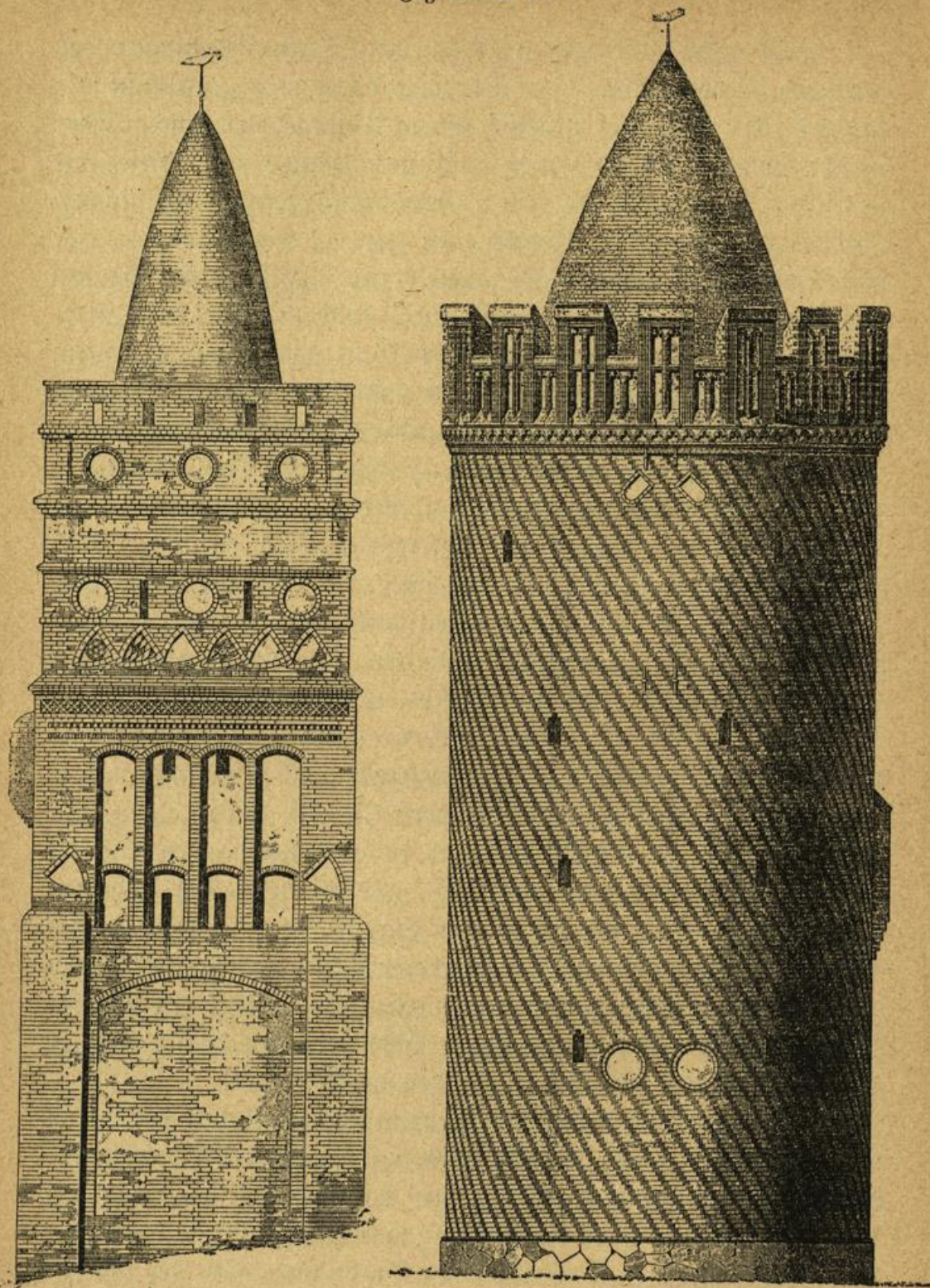
Anders war die Stellung der Vassallen, die von adliger Herkunft als Lehnsleute des Markgrafen nur zum Waffendienst verpflichtet waren. Ihre Zahl war in der Mark gering, um so leichter kamen neben ihnen die Ministerialen empor, vornehmlich

durch das Aufblühen des Rittertums begünstigt. Gerade in der Zeit der Askanier hat dieses seine höchste Ausbildung gefunden und seinen Mitgliedern eine Art Adel verliehen, wenn sie auch von dunkler Herkunft waren. Bald unterschied man nicht mehr Freiherren und Ministerialen, beide waren Ritterbürtige. Auch Herren von altem Adel, wie die Grafen von Lindow, die Edlen Gänse von Putlik, übernahmen Ämter am Hofe des Markgrafen, die sonst nur Ministerialen übertragen waren, und letztere erhielten hingegen ausgedehnte Landstriche zu Lehen, deren Einkünfte sie den ersten Familien der Mark an die Seite stellten. Beide Gattungen von Ritterbürtigen waren jetzt „schloßgefessen“, denn es bedurfte einer besondern Erlaubnis des Markgrafen, einen festen Platz mit Wall und Graben anzulegen.

Die eingeborene slawische Bevölkerung wurde den eingewanderten Rittern zum Dienst überwiesen, denn diese waren mit dem Kriegsdienst zu sehr beschäftigt, als daß sie sich dem Ackerbau hätten widmen können. Wo sich die slawischen Dörfer erhielten, wurden sie an geistliche Stifter und Edelleute zu Lehen gegeben. Doch nur in vereinzeltten Fällen haben sie sich erhalten und ihre Insassen die ursprüngliche persönliche Freiheit bewahrt. Diese sollten zwar auf der Hufe bleiben, wenn sie die Pacht an den Grundherrschaft zahlten, aber der Haß des Germanen war stärker als alle Verordnung. Sie mußten sich meist in ihre Wälder und Sümpfe zurückziehen und fristeten ein armseliges Dasein durch Jagd, Fischerei und Viehzucht. In ihre Dörfer drangen dann deutsche Einwanderer ein, welche die günstigsten Dorfsäcker neu verteilten und Hufen von etwa 75 Morgen einrichteten. Noch an der Form der Dörfer kann man ihren slawischen Ursprung erkennen. Entweder durchzieht sie eine gerade und verhältnismäßig kurze Straße, an welcher auf einem freien Platze in der Mitte die Kirche mit dem Kirchhof und ein Teich zum Tränken des Viehs liegt, während sich zu beiden Seiten der Straße die Gehöfte hinziehen, oder diese liegen rings um einen runden oder ovalen Platz.

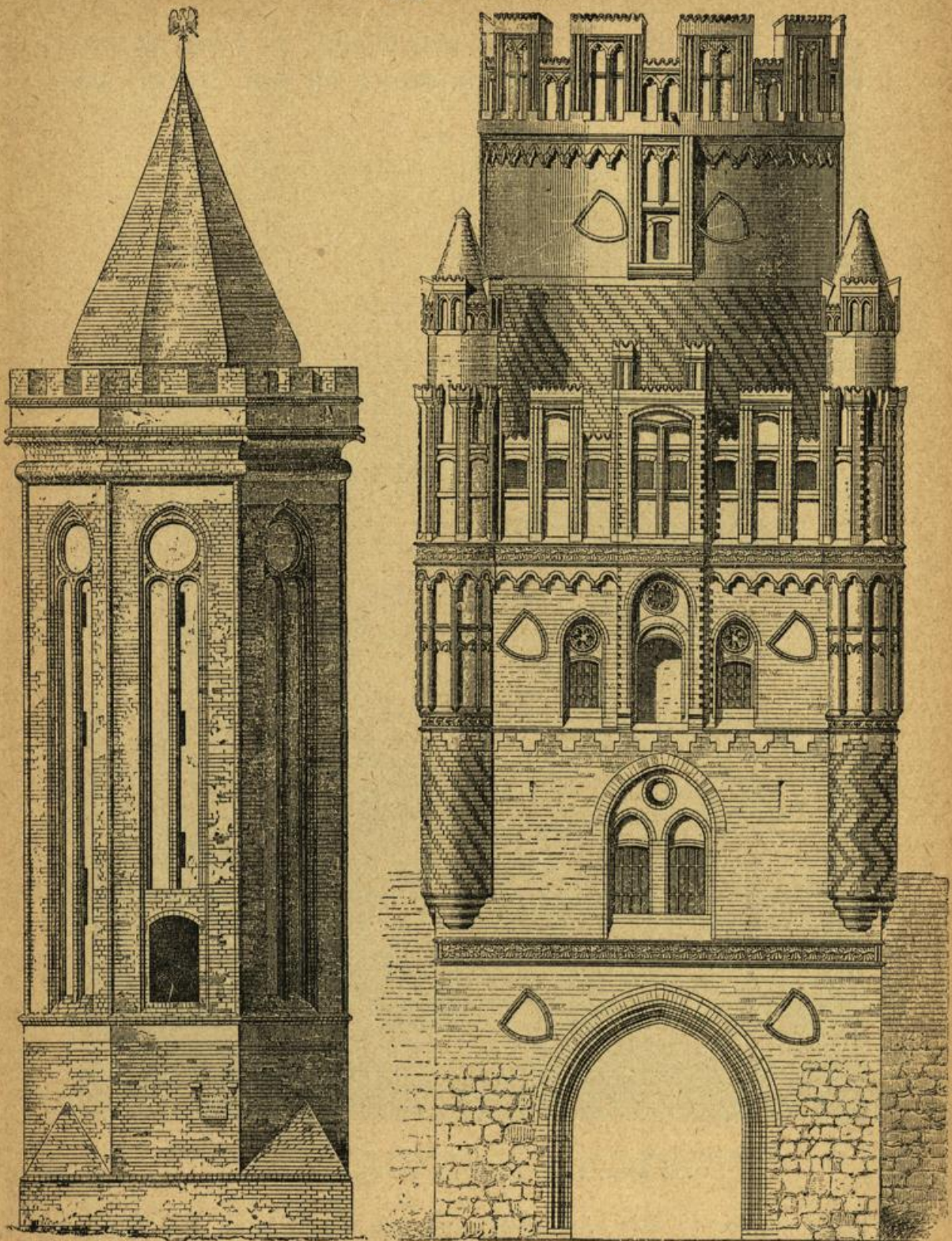
Noch zahlreicher waren die neuen Dorfsiedelungen der deutschen Einwanderer. Der Borgang dabei war gemeinhin folgender: Der Markgraf überließ einem Unternehmer eine größere Fläche von 40 bis 60 Hufen und verpflichtete ihn, diese mit deutschen Bauern zu besetzen. Gewöhnlich waren es jüngere Söhne von sächsischen Bauern, die hier zu einem eignen Hof von 2—4 Hufen kamen. Sie waren zur Zahlung eines Grundzinses an den Markgrafen verpflichtet, welchem dafür der Unternehmer haftete. Dieser erhielt ein Gut von etwa 4 Hufen, höchstens $\frac{1}{10}$ der Dorfflur und war vom Zins befreit. Dagegen lag ihm der Dienst zu Ross ob, und er mußte bei der Belehnung eine sog. Lehnware entrichten. Er führte den Titel „Schulze“, jedenfalls eine Nachahmung des sächsischen „Schultheiß“. Sein Amt war erbliches Lehen; er selbst war Polizeiverwalter, Dorfrichter und Steuereinnehmer zugleich. Dafür bezog er die Gefälle für die niedere Gerichtsbarkeit und hatte mancherlei Vorrechte, wie z. B. einen Krug zu halten oder ein Handwerk daneben zu treiben. Das Lehnspferd wurde später durch eine Geldabgabe von 1—2 Mark Silbers abgelöst. Wenn er, was öfters vorkam, außer dem Schulzengute noch Dorfland besaß, so mußte er davon gleich den andern Bauern Zins zahlen. In mehreren Dörfern der Altmark gab es auch Freibauern, die frei von jeder Leistung und nur zur Landesverteidigung gehalten waren; dagegen fehlten sie in dem Hauptlande auf dem rechten Elbufer völlig. Persönlich frei, aber nicht schöffenbar frei waren zunächst alle deutschen Bauern; noch 1383 erklärt ein Rechtspruch, daß ein Bauer des Herrn Gut verlassen darf, wenn er den Zins gezahlt und den Acker neu gepflügt hat.

Auch in slawischer Zeit hat es auf dem Boden der Mark Städte gegeben, aber sie unterschieden sich von den Dörfern nur durch ihre Ausdehnung und haben das nie besessen, was den deutschen Städten ihren Charakter gab und ihre Blüte begründet hat. Das besondere Merkmal einer Stadt war nicht die Marktgerechtigkeit, diese besaßen auch die Marktflecken, vielmehr erhob sie



Der Mathenower Thorturm der Altstadt Brandenburg (um 1375) und der Steinhorturm zu Brandenburg (um 1330). Aus Abler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

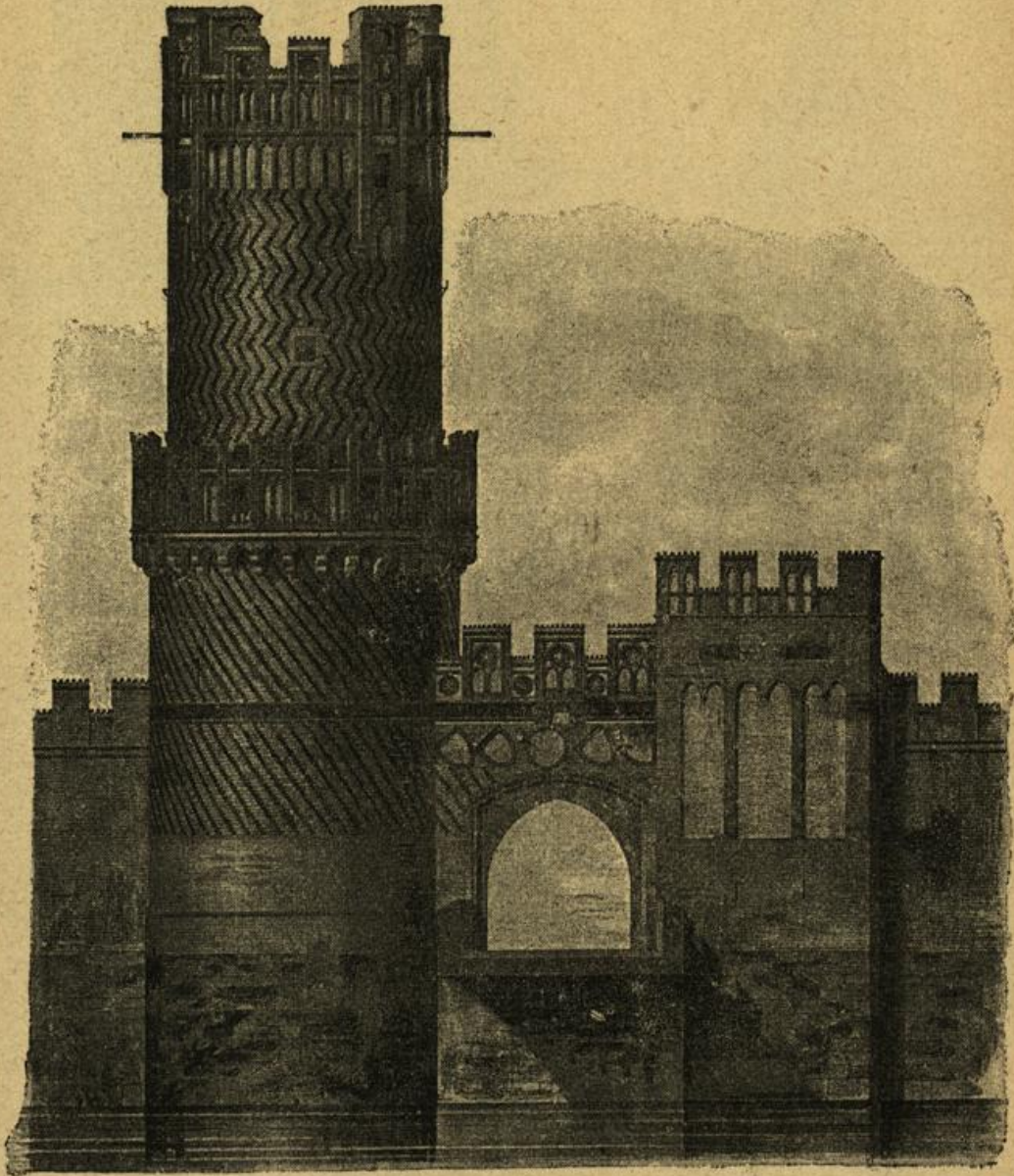
Fig. 60 u. 61.



Der Mühlenthor-Turm der Neustadt Brandenburg (1111) und das Unglinger Thor zu Stendal (1290—1440). Aus Adler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

erst die Ausstättung mit Wall oder Mauer, die dann im Laufe der Zeit durch feste Türme, besonders an den Thoren, ver-

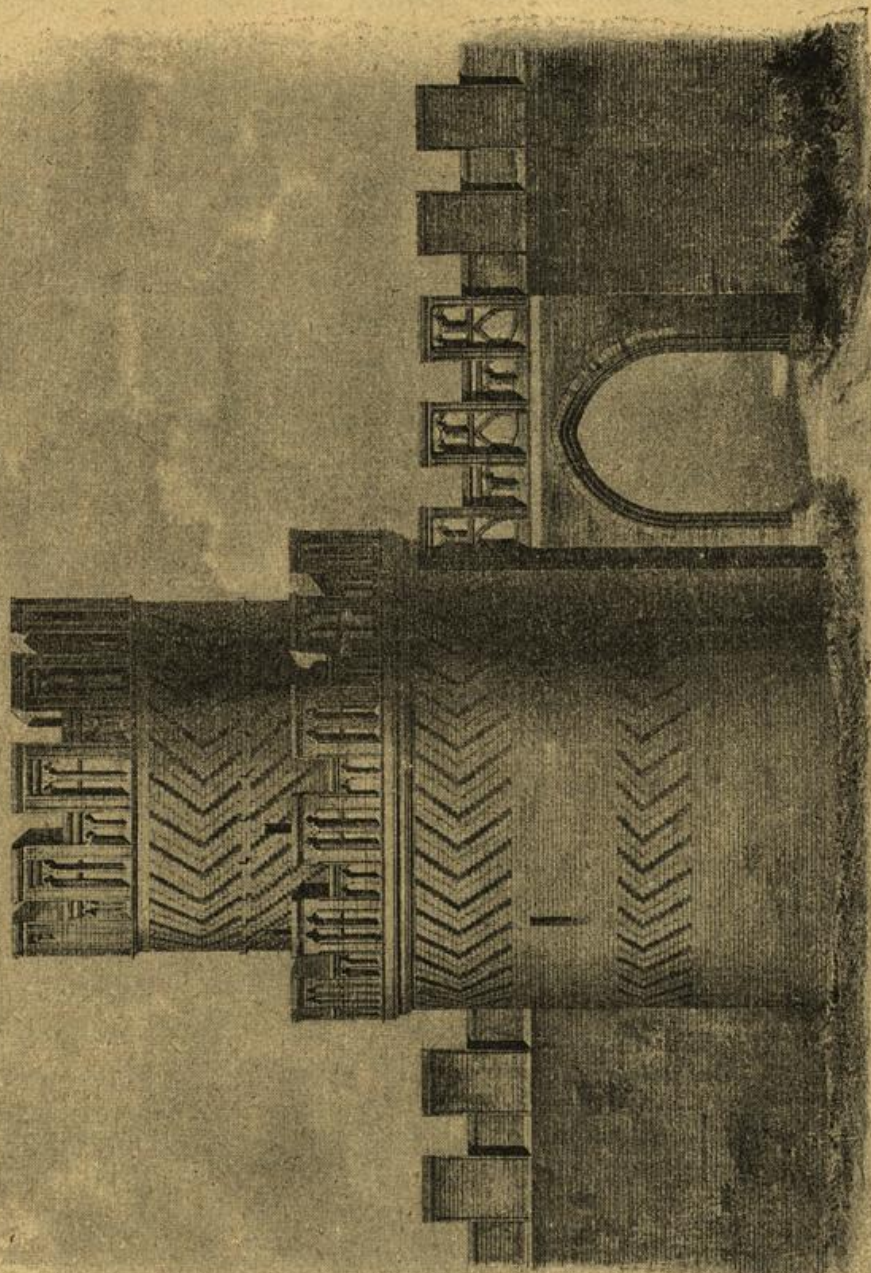
Fig. 62.



Neustädter Thor zu Tangermünde (Innenthor mit Rundturm, um 1440).
Aus Adler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

stärkt wurde (s. Fig. 58—63), und die Verleihung des Stadt-
rechts in die Reihe der Städte. Die Entstehung derselben hat

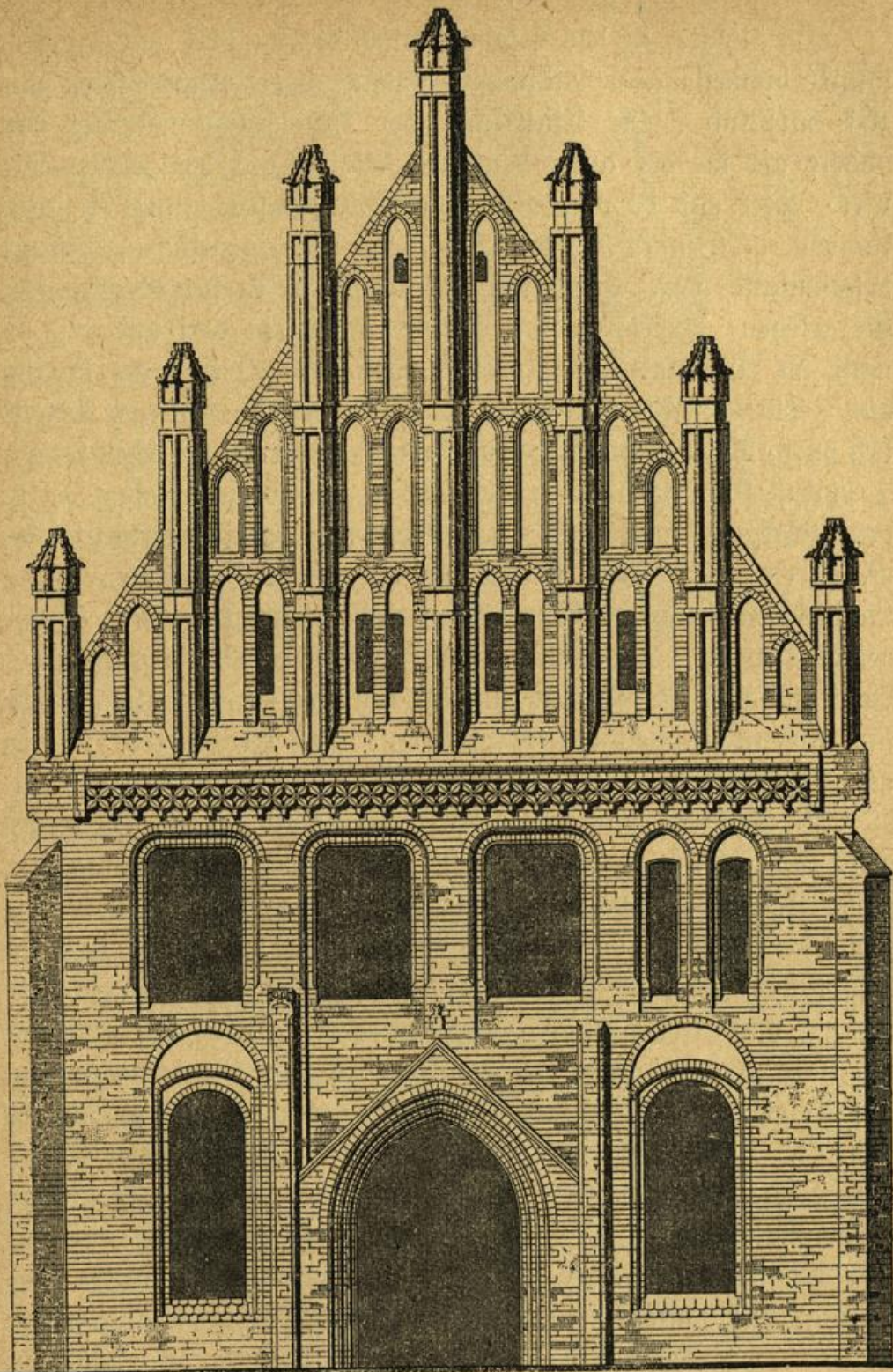
Fig. 63.



[Elsthor zu Werben (um 1460). Aus Hler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

eine große Ähnlichkeit mit der der Dörfer. Auch hier übertrug der Markgraf oder später einzelne Bischöfe und Edelleute einem Unternehmer eine Fläche von 150—300 Hufen mit der Bestimmung, Ansiedler dafür zu gewinnen. Diese fanden sich in den Burgmannen und Ministerialen aus der Umgegend, zu welchen Handwerker, Händler und Bauern hinzukamen; in den Vorstädten oder besondern Gassen ließen sich Wenden nieder, die für ein „unehrliches Volk“ galten. Für die ersten Jahre erließ der Markgraf die Abgaben. Der Erbauer der Stadt wurde durch Überweisung von 20—50 Hufen entschädigt und erhielt als erbliches Lehen das Amt eines Stadtschulzen. Als solcher bezog er Einkünfte aus der niedern Gerichtsbarkeit, der Münze u. s. w. Über ihm stand der Stadtvogt, in älteren Zeiten manchmal ein Burggraf. Schon zu Ende des 13. Jahrhunderts ging das Amt des Stadtvogts meist ein, und der Schulze übte als Stadtrichter die höhere Gerichtsbarkeit aus. Zur Verwaltung der Stadt berief der Markgraf auf den Vorschlag angesehenen Männer Ratmannen oder Consuln, deren Zahl meist 12 betrug. Unter ihnen nehmen seit dem 14. Jahrhundert 2—3 Bürgermeister den ersten Platz ein (Abbildungen mittelalterlicher Rathhäuser s. Fig. 64—67). Die Stadt kam früh in den Besitz der Polizei, welche auf Märkten der Marktmeister ausübte, der dafür Abgaben von den Verkäufern erhob. Sonst lag die Polizeiverwaltung in den Händen des Rats, mit dem nur, wenn es sich um die öffentliche Sicherheit handelte, der Stadtrichter konkurrierte. Die städtischen Finanzen leitete ein oder mehrere Kämmerer, die Kanzlei ein Stadtschreiber, der meist dem geistlichen Stande angehörte. Die Einnahmen der Stadt setzten sich aus Gerichtsgesällen, Zinsen und Beden, d. h. ständigen Abgaben aus den Kammereidörfern zusammen, deren Besitz man meist der Gnade des Markgrafen verdankte. Besondere städtische Einnahmen, zumal indirekte Steuern, gab es nur selten, wie eine städtische Biersteuer in Berlin.

Fig. 64.

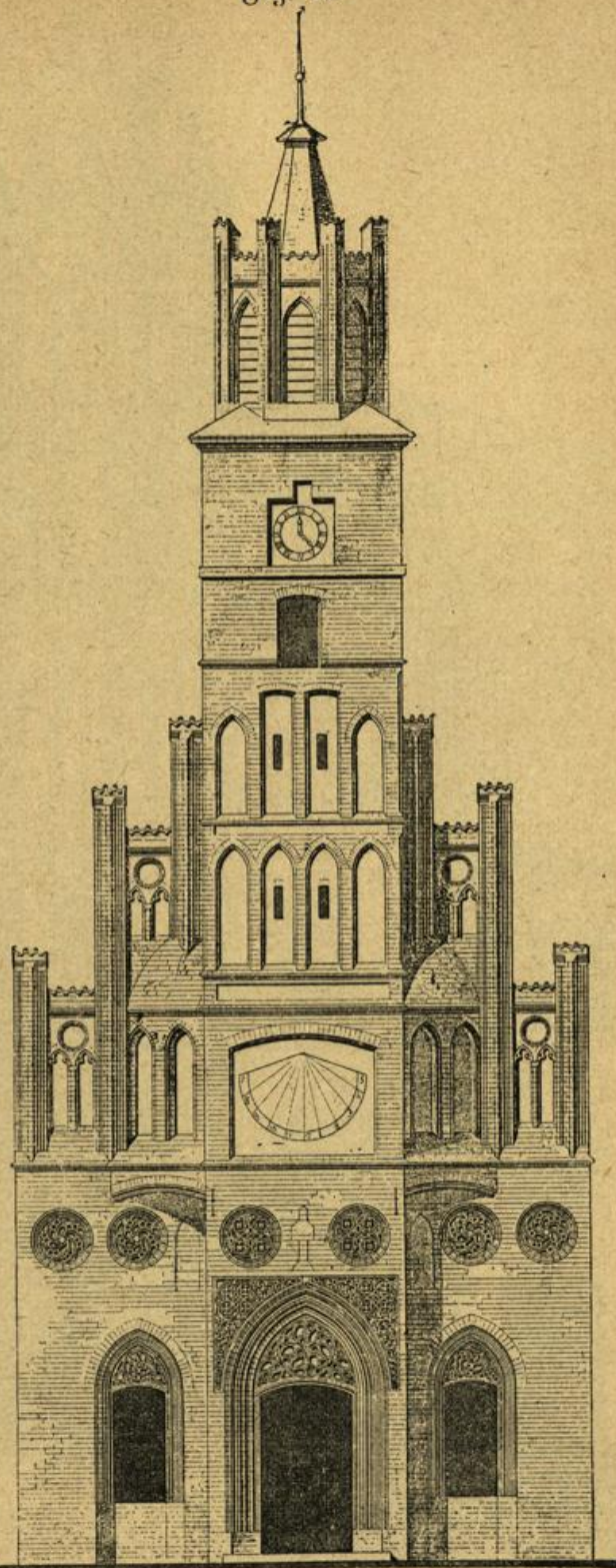


Rathaus der Neustadt Brandenburg (Hinterfassade, um 1320).
Aus Adler, Backstein-Bauwerke 2c.

Die Vogtei in der Stadt verwaltete in der Zeit der Askanier bisweilen der Landvogt, welcher dem benachbarten Bezirk vorstand. Die Einteilung der Mark war nämlich eine andere als die der alten deutschen Gebiete auf dem linken Elbufer. Hier gab es von alters her Grafschaften, und diese bestanden auch noch in der Altmark, die eigentlich sächsisches Stammland war. Hier übte der Markgraf in den Grafschaften Gardelegen, Arneburg und Grieben außer in drei andern, die noch im Mittelalter verloren gingen, die Rechte des Grafen aus. Im Gericht und wohl auch in der Verwaltung ließ er sich durch Vizegrafen vertreten, deren Ämter erbliche Lehen waren. Trotzdem sind sie noch in askanischer Zeit verschwunden, da sie der Markgraf nach dem Aussterben der damit belehnten Familien einzog. Sonst waren die vornehmsten Beamten in der Landesverwaltung die Burggrafen und Landvögte. Man nimmt gewöhnlich an, daß schon Albrecht der Bär zum Schutz gegen die slawischen Nachbarn zunächst Burggrafen bestellte, welche für ihn alle Hoheitsrechte ausübten, also Heerführer, Richter und Verwaltungsbeamte in einer Person waren. Als ihr Gebiet an Umfang wuchs, bestellten sie Vögte, deren Befugnisse gleich ausgedehnt waren. Später wurde der Burggraf auf das seiner Burg benachbarte Gebiet beschränkt und zuletzt dies Amt ganz aufgehoben, da dessen Funktionen in der Stadt auf den Stadtvogt übergingen. Andere meinen, daß die Vogtei-Verfassung von Anbeginn bestand, wenigstens lassen sich schon im 13. Jahrhundert gegen 30 Vogteien in der Mark nachweisen. Die Vogtei unterschied sich vom Schulzenamte dadurch, daß sie kein erbliches Lehen war, sondern nur auf Zeit vom Markgrafen verliehen wurde. Da sie aber ein wichtiges Amt war, suchten die Stände auf ihre Besetzung Einfluß zu gewinnen. Der Vogt wurde durch einzelne Einkünfte seines Amtes entschädigt und mußte seine Unterbeamten auf eigene Kosten unterhalten. Er übte die Polizei in seinem Bezirk aus, hatte für Erhaltung von Brücken und Wegen zu sorgen und sammelte die

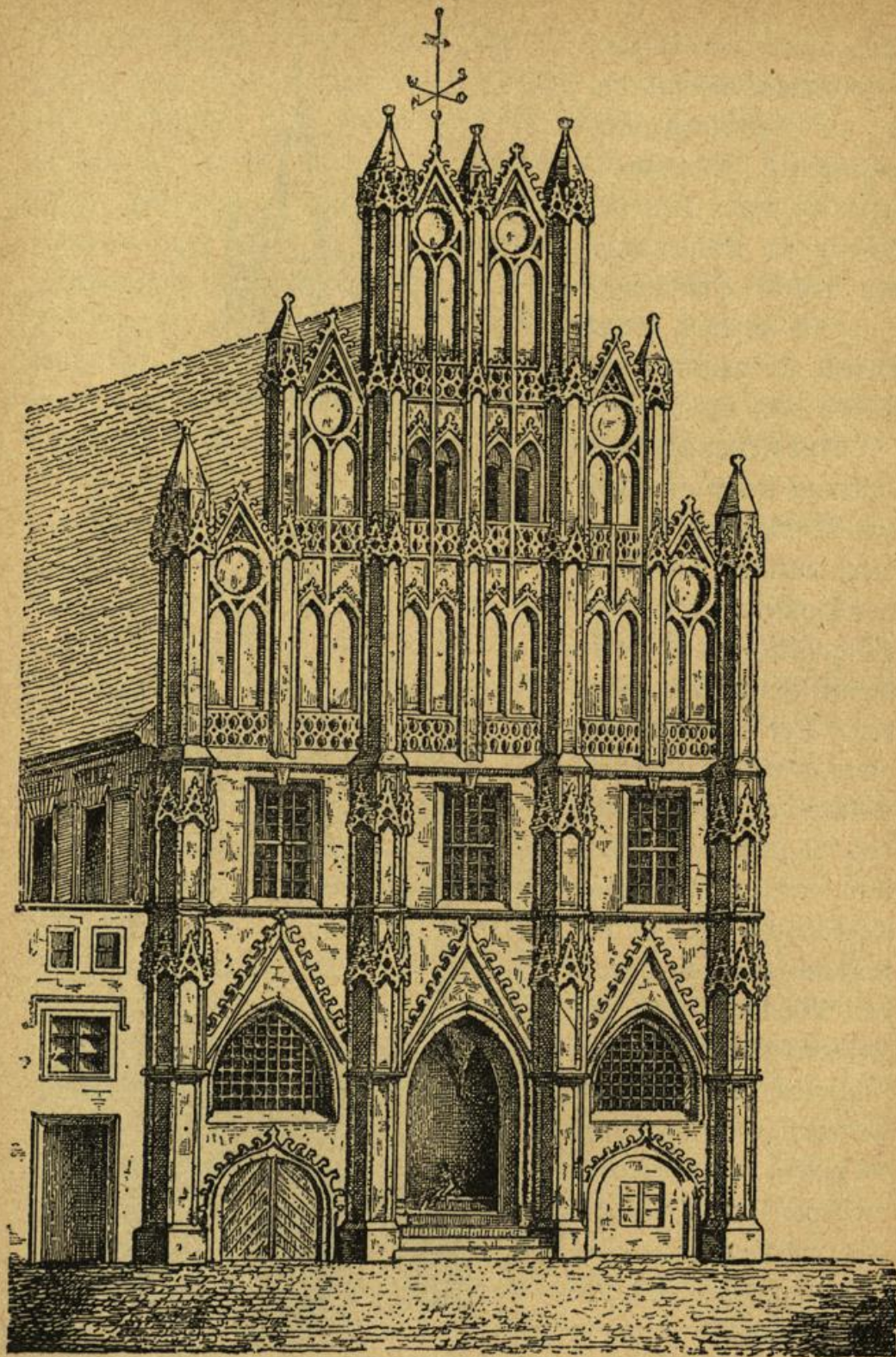
Zinsen und Beden von den Gutsherren ein, um sie an den Markgrafen abzuführen. Seine wichtigste Befugnis war der Vorsitz im Landgericht, dem sogen. „Landding.“ Zur Ausführung seiner Befehle verwandte er den Bedell oder Landreiter.

Alle Fäden der Verwaltung liefen am Hofe des Markgrafen zusammen, welchen ein Kreis von Hofbeamten umgab, die zugleich im Staatsdienste Verwendung fanden. Der wichtigste Beamte war der Kanzler, welcher das große Siegel des Markgrafen führte und dessen Urkunden ausfertigte. Nur an besonders wichtige heftete der Markgraf noch ein kleineres Siegel, das er sich selbst vorbehielt. In der markgräflichen Kanzlei waren außerdem noch mehrere Notare beschäftigt, welche wie ihr Chef dem geistlichen Stande angehörten, da nur in diesem die für dieses



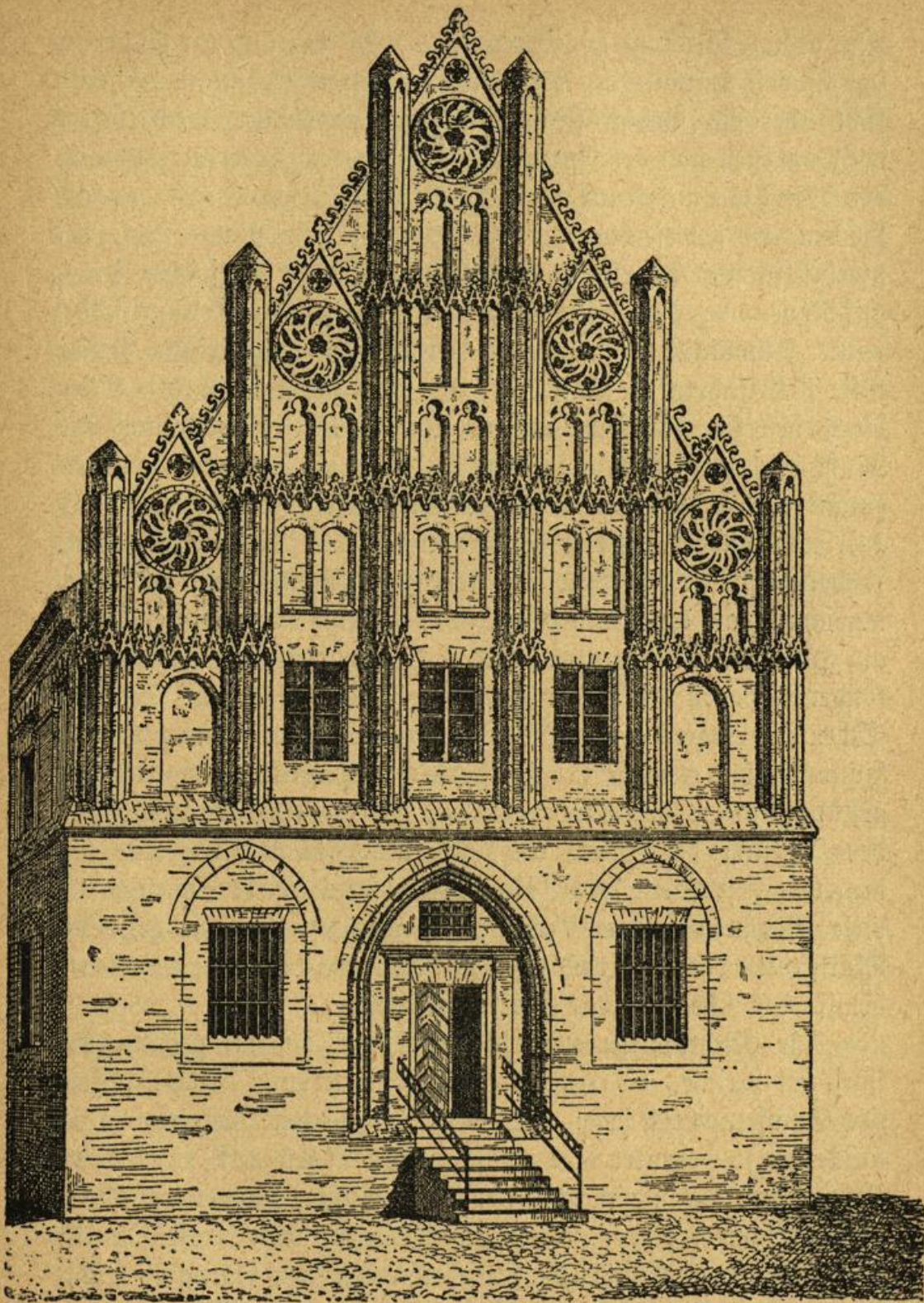
Rathaus der Altstadt Brandenburg (um 1350, Vorderfassade).
Aus Adler, Backstein-Bauwerke 2c.

Fig 66.



Ostfassade des Rathhauses zu Königsberg i. N. (14. Jahrh.).
Aus Bergau, Bau- und Kunst-Denkmäler Brandenburgs.

Fig. 67.



Westfassade des Rathauses zu Königsberg i. N. (15. Jahrh.)
Aus Vergau, Bau- u. Kunst-Denkmäler Brandenburgs.

Amt nötige Bildung zu finden war. Die Leitung der Finanzen lag in den Händen des Kämmerers, dem ursprünglich die Aufsicht über die markgräfliche Kammer und die aus dem Ertrag der Domänen und den Naturallieferungen der Zinsleute stammenden Borräte anvertraut war. Auch der Marschall war zunächst Hofbeamter gewesen und verwaltete, wie sein Name sagt, den markgräflichen Marstall. Deshalb begleitete er seinen Herrn auf Reisen, bei denen ein zahlreiches Gefolge von Reifigen üblich war. Allmählich erlangte er vornehmlich militärische Befugnisse und führte die Vassallen und Ministerialen in den Krieg. Nach der im 13. Jahrhundert eintretenden Erweiterung der Mark reichte ein Marschall nicht aus, und es gab mehrere nebeneinander, über die ein Obermarschall gesetzt ward. Schon im 14. Jahrhundert wurden diese Ämter als erbliche Lehen an besonders bewährte Geschlechter verliehen, so das Amt des Obermarschalls an die Edlen Gänse von Putlig. Die übrigen Ämter am Hofe des Markgrafen hatten keinen staatlichen Charakter, sondern waren lediglich Hofämter, wie das des Truchseß, Schenken, Jägers und auch des Hofmeisters, der einem modernen Hofmarschall entspricht. Er hatte die Aufsicht über das Hofgesinde, und es gab ihrer mehrere, als im 13. Jahrhundert mit der Teilung der Mark die Zahl der Hofhaltungen sich vermehrte. Der Sitte des Mittelalters entsprechend erhielten alle diese Beamten keinen Gehalt, sondern wurden am Hofe des Markgrafen verpflegt und bezogen besondere Einkünfte aus Lehen, die sie der Gnade ihres Herrn verdankten.

Die Rechtspflege war in der Mark anders geordnet als sonst im Reiche, da eine vollfreie Bevölkerung fehlte. Wenn der Sachsenspiegel sagt: Der Markgraf dinget „bi sines selbes hulden“, so bedeutet dies, daß in der Mark alle richterlichen Urteile und Befehle nicht unter Königsbann, sondern des Markgrafen Bann ergingen. Letzterer bedeutete die Strafe für Ungehorsam gegen richterliche Entscheidungen und betrug 30 Schillinge. Um die Gerichtsverfassung der Mark im Mittelalter zu

verstehen, muß man sich erinnern, daß der Gerichtsstand des einzelnen ein persönlicher war und sich nach seinem Stande und seiner Abkunft richtete. Zunächst schied die Geistlichkeit in Kirche und Kloster aus, sie unterlag der besondern geistlichen Gerichtsbarkeit. Über die Ritterbürtigen urteilte der Markgraf selbst oder ein von ihm bestellter Hofrichter, und zwar wenn es sich um Lehnssachen handelte, nach Lehnrecht, waren es Ministerialen, nach Hofrecht. Seit dem 14. Jahrhundert war in Lehnssachen allein das Hofgericht in Tangermünde zuständig. Sonst gab es Hofgerichte in jeder der fünf märkischen Landschaften, welche mit je einem Hofrichter und mehreren Schöffen von Ritterstande besetzt waren. Die Ausführung des Urteils war je einem Landeshauptmann überwiesen, der zugleich die oberste Polizeiverwaltung in seiner Landschaft besaß. Auch in Strafsachen war der Markgraf die oberste Instanz, doch beauftragte er mit seiner Vertretung das Hofgericht in Tangermünde oder einen der Landvögte.

Für die nicht bevorrechteten Stände gab es ursprünglich zwei Instanzen. Die niedere Gerichtsbarkeit stand in Dorf und Stadt dem Schulzen zu. Dieser hielt das „Burdung“ mit einem rechtskundigen Urteiler ab, an dessen Stelle erst spät Schöffen traten. Er hatte nur eine beschränkte Kriminalgerichtsbarkeit, entschied in Diebstählen bis zu einem Werte von 3 Schillingen, über Betrug durch falsches Maß und Gewicht, bei Schlägereien und Körperverletzungen, wenn die Beteiligten auf frischer That ergriffen waren. In Zivilsachen übte er alle Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, so z. B. nahm er Erbverzichte entgegen und bewirkte Auflassungen, da er zur Veräußerung eines Bauerngutes seine Zustimmung geben mußte. Ihm standen die Gefälle der niedern Gerichtsbarkeit zu.

Die höhere Gerichtsbarkeit war dem Vogt vorbehalten, der alle 6 Wochen eine ordentliche Gerichtssitzung, das sog. „Landing“, abhalten mußte. Ihm dienten Schöffen, meistens sieben, als Urteiler, die persönlich frei sein mußten. Von den durch

das Landding eingehenden Gerichtsporteln bezog der Markgraf zwei Drittel, den Rest der Vogt. In gleicher Weise besaß der Stadtvogt in den Städten die höhere Gerichtsbarkeit, deren Umfang sich nach dem besondern Stadtrecht richtete. Die älteren Städte hatten meist magdeburgisches Recht und übertrugen, wie Stendal, Salzwedel, Brandenburg, dann wieder ihr Stadtrecht auf die im 13. Jahrhundert entstehenden Orte. Schon zu Ende desselben Jahrhunderts erhielt vielfach der Stadtschulze die höhere Gerichtsbarkeit, und das Amt des Vogts verschwand, wenn die Stadt jene durch Kauf vom Markgrafen an sich brachte. Veräußerte sie, wie seit 1300 mehrfach geschah, der Markgraf an einen Privatmann, so wurde dieser Lehnherr des Stadtschulzen. Beisitzer im Stadtgericht waren die Schöffen (gewöhnlich sieben), welche der Landesherr nach dem Rat angesehenen Einwohner auf 3 Jahre, selten auf Lebenszeit bestellte. Die Ausführung der Urteile des Stadtgerichts stand dem Büttel zu.

Als im 14. Jahrhundert die Unsicherheit in manchen Gegenden unerträglich ward, wurden besondere Kriminalgerichte unter Vorsitz der Vögte eingerichtet, die ohne Unterschied der Person über Diebstahl, Raub und Mord richteten. In der Altmark bestanden noch besondere Verhältnisse. Solange es hier Grafschaften gab, saßen die Vizegraven zu Gericht und sprachen Recht unter Königsbann, der doppelt so hoch war als der des Markgrafen. Andererseits war für die im 12. Jahrhundert zahlreich eingewanderten Niederländer in der Vogtei Arneburg ein sog. „Botding“ eingerichtet, zu dem die Schöffen aus den niederländischen Kolonisten genommen wurden.

Bis zur Goldenen Bulle war von allen Urteilen in der Mark eine Appellation an den deutschen König möglich, der bekanntlich im 13. Jahrhundert ein besonderes königliches Hofgericht bestellt hatte. Erst Karl IV. hat dem Kurfürsten von Brandenburg das privilegium de non appellando verliehen.

Während in den Städten die Polizei von der Justiz getrennt war, war dies auf dem flachen Lande nicht der Fall

und beide in der Hand des Schulzen oder des Vogts vereinigt. In den Forsten übte die Polizei der Heidereiter aus. Da seit dem 14. Jahrhundert die ordentlichen Beamten nicht ausreichten, um dem Raubwesen zu steuern, so traten die Städte wiederholt zu Bündnissen zusammen, mit ausdrücklicher Bewilligung des Landesherrn.

Der Markgraf war ursprünglich einer der reichsten Fürsten Deutschlands, da ihm der größte Teil der Mark zu Eigentum gehörte und er von Bauern und Bürgern Zins, von der Kirche den Zehnten empfing. Außerdem waren die Ausgaben rein persönlicher Art, da der Kriegsdienst als eine Lehn- oder Dienstpflicht keine Kosten verursachte. Durch viele Verleihungen an Kirchen, Klöster und Ritterbürtige minderte sich das landesherrliche Einkommen und reichte nicht aus, als bei der Teilung der Mark mehrere fürstliche Hofhaltungen eingerichtet wurden. Zu den ordentlichen Einnahmen gehörten die Erträge aus dem landesherrlichen Grundbesitz, der schon früh eine erhebliche Einbuße erlitt; denn als am Ende des 12. Jahrhunderts die Allodialgüter unter die Lehnshoheit des Erzbischofs von Magdeburg kamen, war der Markgraf gehalten, davon den Lehnendienst zu leisten und die sog. „Lehnware“ zu entrichten.

Die gesamte Bevölkerung in Dorf und Stadt hatte mit Ausnahme der Lehn- und Freibauern an den Markgrafen einen Zins, den sogen. Hufenzins, zu zahlen, der pro Hufe etwa 3 Schillinge betrug. Auch wer in den Städten keinen Acker besaß, zahlte eine Art Haussteuer, den Worth- oder Rutenzins, der sich nach dem Umfang der Gärten oder der Länge der Hausfront richtete. Derselbe betrug z. B. in Stendal für jedes Grundstück 4 Pfennige jährlich oder pro Rute einen Pfennig.

Bis zum 14. Jahrhundert hatten die Ritterbürtigen, die Schulzen und sonstigen Personen, welche dem Markgrafen lehnspflichtig waren, die Lehnware (laudemium) zu leisten; später schwand diese Abgabe, und die Steuerfreiheit des Adels bildete sich aus. Reiche Einkünfte brachten dem Markgrafen die Regalien,

die wir schon im 13. Jahrhundert in seinem Besitz finden, so das Salzregal und vor allem das Münzrecht. Man prägte Münzen aus Silber und Gold, wobei das Verhältnis beider Metalle 1:12 war. Auf 1 Pfund fein rechnete man anfangs, wie in der Karolingerzeit, 20 Silber- und 80 Goldschillinge, doch prägte man diese nicht aus, sondern nur die Denare oder Pfennige, welche den zwölften Teil eines Schillings ausmachten. Anfangs betrug ein Silberpfennig nach heutigem Gelde 35 Pf., ein Goldpfennig aber 4 Mk. Später verschlechterte sich das Geld, indem man statt des Pfundes die feine Mark à 16 Lot als Einheit annahm; damit verminderte sich der Wert eines Schillings auf 2 Mk. 10 Pf. Im 14. Jahrhundert wurde es auch in der Mark Sitte, nach böhmischen Groschen zu rechnen, von denen das Schock 42 Mk., der einzelne also 70 Pf. galt. Die damals unter dem Namen Gulden aufkommenden Goldmünzen hatten einen Wert von etwa 10 Mk., derselbe sank aber allmählich auf 8 herab. Die Münzen wurden alljährlich umgeprägt, und die alten mußten um den Jakobitag gegen neue umgetauscht werden, weil sie sonst ihren Wert verloren. Dadurch daß der Markgraf nun für 16 alte Pfeninge nur 12 neue gab, machte er einen unerhörten Gewinn, der die Kosten des Umprägens und den durch das übliche Beschneiden der Münzen entstandenen Verlust erheblich überstieg. Auch das Münzrecht ging dann im 14. Jahrhundert vielfach dem Landesherrn verloren und kam durch Kauf an Städte oder Edelleute.

Ferner bezog der Markgraf Einkünfte von der Fischerei in Flüssen und Seen, von seinen Mühlen, soweit er das Mühlenrecht nicht an die Schulzen verliehen oder sonst verkauft hatte, aus den öffentlichen Waldungen, für deren Nutzung die Bauern einen Zins in Hafer und Honig entrichten mußten. Die Juden, die ursprünglich eine ganz leidliche Stellung in der Mark hatten, zahlten ein Schutzgeld an den Landesherrn, bis die Städte diese Einnahmequelle durch Kauf an sich brachten. Sodann erinnern wir an die Gefälle aus der höheren Gerichts-

barkeit, von denen zwei Drittel in die Kasse des Markgrafen flossen. Weit mehr brachten die Zölle ein, die an Landstraßen und Flüssen mit Erlaubnis des Königs erhoben wurden. Noch zu Karls IV. Zeit bestanden in der Mark 18 Zollstätten, welche 3200 Schock Groschen (etwa 130000 Mk.) lieferten. Leider gingen durch unzählige Befreiungen und Verleihungen die meisten davon in der Zeit der Quikows verloren.

Da schon die askanischen Markgrafen mit ihren ordenlichen Einnahmen nicht auskamen, so veranlaßten sie die Unterthanen von Zeit zu Zeit zu einer Bede, deren ursprünglich freiwilliger Charakter sich aus dem Namen ergibt. Um sich gegen willkürliche Forderungen zu schützen, einigten sich über deren Höhe die Vassallen und sonstigen Lehnsleute mit dem Markgrafen. Eine solche Einigung fand z. B. im Jahre 1281 statt und setzte die Bede pro Hufe auf drei Vierdinge einer Mark fest. Ritter und Knappen waren für 6, resp. 4 Hufen davon befreit, die Leute ohne Grundbesitz zahlten 6 Pf. von jedem Pfunde ihres beweglichen Vermögens. Diese ordentliche Bede führte auch den Namen Orbede oder Erbbede und unterschied sich von der außerordentlichen Bede, die nur in besonderen Fällen bewilligt wurde, z. B. um den Markgrafen oder seine Angehörigen aus der Gefangenschaft zu lösen, für den Fall eines Krieges und dergl. Obwohl sich die Markgrafen schon damals verpflichteten, die Orbede nicht zu veräußern, kauften sich doch viele Städte auf Jahre von dieser Steuer frei, und die Ritterbürtigen entzogen sich ihrer Zahlung ganz. Ebenso wenig gelang es die Geistlichen auf die Dauer heranzuziehen. Durch diese Befreiungen verletzten die Markgrafen eine feste Einnahme, die sich im 13. Jahrhundert bis auf 10000 Mark Silbers belief.

Da die Stände die Erhebung der Orbede nicht ohne Kontrolle lassen wollten, wurde in jeder Vogtei eine ständische Kommission ernannt, die aus 4 Rittern und 2 Bürgern mit dem Vogt als Vorsitzenden bestand und alljährlich sich ergänzte.

Der Markgraf war in seinem Lande oberster Kriegsherr und stand dem deutschen Könige freier gegenüber als die Herzoge. Den wichtigsten Bestandteil seines Heeres bildeten die Lehnsleute, die für ein Ritterlehen von 6 Hufen selbst mit 3—4 Leuten zu Fuß zu Felde ziehen mußten. Der Knappe leistete mit einem Mann für ein Gut von 4 Hufen Lehnsfolge. Da die Ritter in der Regel größere Güter besaßen, so mußten sie für die überschießenden Hufen die Bede zahlen, was jedoch in der Zeit der Auflösung allmählich fortfiel. Manche von den Ritterbürtigen waren schon als Ministerialen nach ihrem Dienstrecht zur Heeresfolge verpflichtet, bald jedoch traten sie nach Empfang von Lehen in den Kreis der übrigen Ritter ein. Ferner hatten die Lehnschulzen einen reißigen Mann zu stellen. Die Verpflichtung der Bürger richtete sich nach ihrem Stadtrecht, wie denn manche Städte sogar volle Befreiung vom Kriegsdienste erlangten. Sonst verteilte der Rat das von der Stadt zu stellende Aufgebot auf die vornehmen Geschlechter und die Gilden. Die Bauern waren nur in beschränktem Umfang zum Heeresdienst verpflichtet, da seit dem Ende des 11. Jahrhunderts der Schwerpunkt der deutschen Heere in der Kavallerie lag. Sie mußten jedoch bei der Verteidigung des Landes gegen auswärtige Feinde mitwirken und wurden als Besatzung in Burgen und an den Übergängen der Flüsse und Landstraßen verwandt. Während des Friedens mußten sie beim Bau und der Befestigung von markgräflichen Burgen helfen, und diese Pflicht blieb bestehen, wenn die Burg einem andern übertragen wurde. Allerdings konnten sie sich von dieser Last loskaufen. Im Kriege waren sie verpflichtet, dem Markgrafen mit einem vierspännigen Heerwagen, in der Regel drei Tage lang, ins Feld zu folgen, doch auch davon wußten sie sich durch Geld und Dienste anderer Art zu befreien. Beim Heere führte über die Bauern seines Bezirks der Vogt den Befehl, beim „Burgwerk“ der Burghauptmann. Das städtische Aufgebot stand unter der Aufsicht der Bürgermeister, unter denen die Zunftmeister kommandierten.

Über die vornehmlich aus Lehnsleuten bestehende Reiterei führte, wie erwähnt, der Marschall den Oberbefehl.

Die Kirche in der Mark genoß wie überall völlige Freiheit. Nur war der Markgraf insofern günstiger gestellt als andere Reichsfürsten, da die drei märkischen Bischöfe von Brandenburg, Havelberg und Lebus nicht reichsunmittelbar waren, sondern von ihm die Belehnung mit ihren Lehnsherrschaften empfangen. Deshalb gehörten sie auch zu den Ständen der Mark, doch hatte auf ihre Wahl der Landesherr keinen Einfluß. In seinem ganzen Lande hatte dieser die Vogtei über Kirchen und Klöster, da denselben die Ausübung der Blutgerichtsbarkeit nicht gestattet war. Außerdem besaß er über die Mehrzahl der Kirchen das Patronatsrecht, weil sie vom Landesherrn begründet und mit Einkünften ausgestattet waren. Als Patron hatte er ein Vorschlagsrecht bei der Besetzung geistlicher Pfründen, während dem Bischof innerhalb seiner Diözese die Ernennung selbst zukam. Ferner stand die Verwaltung der Kirchengüter unter seiner Aufsicht. In allen diesen Obliegenheiten wurde der Markgraf durch die Landvögte vertreten.

Wie schon mehrfach in unserer Betrachtung angedeutet ist, waren die öffentlichen Zustände der Mark seit dem Aussterben der Askanier in eine heillose Verwirrung geraten. Schon die letzten Askanier hatten viele Dörfer an Edelleute verpfändet oder verkauft, und diese traten nun als Mittelspersonen zwischen den Landesherrn und die bäuerliche Bevölkerung. Dem Gutsherrn fiel der Zins zu, er zog die Bede von seinen Bauern ein, um sie an den Markgrafen abzuführen. Einstweilen übte der Schulze noch als markgräflicher Beamter Polizei und Gerichtsbarkeit aus, doch auch dies hörte auf, wenn der Markgraf die Lehnspflichten des Schulzen, die inzwischen meist in eine Geldabgabe verwandelt waren, auf andere übertrug. So wurde der Gutsherr zugleich Lehnsherr des Dorfschulzen und zog dessen Gut ein, wenn sein mit dem Lehen ausgestattetes Geschlecht erlosch. Alsdann ließ er das Schulzenamt durch einen Bauern als Sez-

schulzen verwalten, der dafür notdürftig entschädigt wurde. Nicht selten erwarben mehrere Personen Anrechte an ein Dorf, und dann traten mancherlei Verwickelungen ein, die dem Gedeihen des Bauernstandes nicht förderlich waren.

In ähnlicher Weise schwand der Einfluß des Markgrafen auf die Städte, von denen die größten die Rechte des Landesherrn selbst erwarben, andere unter die Lehns-hoheit der Geistlichkeit oder des Adels kamen. Auch der Amtsbezirk der Vogte verringerte sich durch mannigfache Befreiungen von der landesherrlichen Gerichtsbarkeit, die nicht bloß der Kirche, sondern auch Privatleuten zu Teil wurden. Selbst ganze Vogteien wurden als Pfand odder durch Verkauf veräußert. Damit geriet dann auch das Landgericht in Verfall. Selbst das Amt des Landeshauptmanns wurde in ähnlicher Weise behandelt. Da derselbe in der Regel ein Schloß zu Lehen und besondere Einkünfte aus Zöllen und den Gefällen einer Vogtei oder gar ein Jahrgeld aus der markgräflichen Kammer erhielt, so war es ein einträgliches Posten und schien ein geeignetes Pfandobjekt für die immer geldbedürftigen Luxemburger. Daß ein solcher Pfandgläubiger die Landeshauptmannschaft nur unter dem Gesichtspunkte ihrer Einträglichkeit verwaltete und kein besonderes Interesse hatte, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, versteht sich von selbst. Demnach war es für die Mark eine Lebensfrage, daß endlich ein neues kräftiges Geschlecht zur Herrschaft kam, welches eine edlere Auffassung von den Pflichten eines Landesherrn besaß als die Fürsten aus wittelbachischem oder luxemburgischem Stamme.